Anders. Anders?

Ausgrenzung und Integration auf dem Land

Anders. Anders? Anders? Ausgrenzung und Integration auf dem Land

Herausgegeben von der

Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg

und der

Arbeitsgemeinschaft der Freilichtmuseen in Baden-Württemberg







MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST

Das Projekt »Anders. Anders? – Ausgrenzung und Integration auf dem Land« wurde gefördert durch die Baden-Württemberg Stiftung und das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst.

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten

© 2018 Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg und Arbeitsgemeinschaft der Freilichtmuseen in Baden-Württemberg sowie Jan Thorbecke Verlag,

ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern www.thorbecke.de

Redaktion: Axel Burkarth, Julia Pax, Jürgen Kniep und Michael Happe Umschlagabbildung: Wanderhändlerin aus Matzenbach, um 1890, Privatbesitz, Archiv Jakob Kronenwetter, Fichtenau Gestaltung, Satz und Repro: Finken & Bumiller, Stuttgart Druck: Hergestellt in Deutschland ISBN 978-3-7995-1266-4

Inhalt

Vorwort / AXEL BURKARTH UND Vorwort / FRANK SCHERER 6/7

Einführung/SABINE ZINN-THOMAS 8/9

»Anders. Anders? –

Ausgrenzung und Integration auf dem Land« – Ein Ausstellungsprojekt der Arbeitsgemeinschaft der Freilichtmuseen in Baden-Württemberg MICHAEL HAPPE, JÜRGEN KNIEP

?

Keine Heimat mehr?

Geschichten von Flucht und Heimkehr

THOMAS HAFEN, JULIA LAUER

?

Auf der Reis' – Die »unbekannte« Minderheit der Jenischen im Südwesten

MICHAEL HAPPE?

»Das Angenommen, das ist schwierig.« - Heimatvertriebene zwischen alter und neuer Heimat - ALMUT GRÜNER

?

Ein neues Zuhause in der Armenwohnung?

Die Geschichte einer Nicht-Integration

JULIA BROCKMANN

?

»Die Armen haben hierorts völlige Beschäftigung« –

Kommunale Armenfürsorge im

19. Jahrhundert auf dem Land

MARGARETA SAUER

?

Zwischen zwei Welten – Gastarbeiter auf dem Land VERENA AMANN, CHRISTOPH MAYR, ANDREA SCHRECK. CHRISTINE HUT

1

Ausgrenzung. Akzeptanz. Vernichtung. –

Zur Geschichte der schwäbischen Juden auf dem Land

WILFRIED SETZLER

?

Gewünschte Distanz, erzwungene Nähe – Von der Alltäglichkeit der »Anderen« im Armenhaus des Dorfes
JÜRGEN KNIEP

?

Heimat und Fremde –

Zur Alltagsgeschichte des Fortgehens und Bleibens

CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER

?

Einschließen statt Ausschließen – *Im Interview Prof. Dr. Jan Vaessen*MICHAEL HAPPE: HOHENLOHER FREILANDMUSEUM ?

eimat als feste Beziehung zwischen Mensch und Ort ist ein Konstrukt, das in der globalisierten Welt zwangsläufig an seine Belastungsgrenzen geführt wird. Insofern ist es nicht erstaunlich, dass heute im gesellschaftlichen Diskurs von Heimat viel die Rede ist. Muss da nicht die dörfliche Idylle des Freilichtmuseums als Idealbild von Heimat im Sinne einer gewachsenen Regionalkultur erscheinen, geradezu strotzend vor Bodenständigkeit im Unterschied und Kontrast zu den modernen und postmodernen »entwurzelten« Gesellschaften? Dieses verklärende Bild einer homogenen, in sich geschlossenen dörflichen Lebenswelt durchkreuzen die baden-württembergischen Freilichtmuseen erneut mit einem gemeinsamen Ausstellungsprojekt. Nach »Zöpfe ab, Hosen an. Die Fünfzigerjahre auf dem Land« (2002) und »Dorf unterm Hakenkreuz « (2009) präsentieren die sieben Freilichtmuseen in der Saison 2017 und 2018 ein neues gemeinsames Ausstellungsprojekt von landesweiter Bedeutung.

Unter dem Titel »Anders. Anders? – Integration und Ausgrenzung auf dem Land« fächern die Museen ein Thema auf, dessen Aktualität nicht eigens betont zu werden braucht. Ausgrenzung und Integration manifestierten sich in vielen Bereichen und zu allen Zeiten, doch jeweils in ganz

unterschiedlicher Intensität und Ausprägung. Jedes der sieben Freilichtmuseen zeigt eine eigenständige Ausstellung mit begleitenden Aktivitäten und Veranstaltungen, die einen engen Bezug zur jeweiligen regionalen Geschichte hat. In der Zusammenschau entsteht so ein Profil, das die Bedeutung gesellschaftlicher Randgruppen auf dem Dorf – und nicht nur dort – nachzeichnet. Die Angehörigen von Minderheiten waren im ländlichen Sozialgefüge immer auch Teil der Dorfgemeinschaft und in unterschiedlichen Funktionen im alltäglichen Leben präsent oder sogar unverzichtbar. Die Betrachtung des Spannungsfeldes zwischen dem »als anders gelten« und dem »gebraucht werden« bietet deshalb bemerkenswerte Einblicke in einen bisher wenig erforschten Bereich der Alltags- und Kulturgeschichte des ländlichen Raumes.

Das von der Baden-Württemberg Stiftung und dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst unterstützte Gemeinschaftsprojekt zeigt in der Betrachtung historischer Phänomene nicht zuletzt, dass die unterschiedlichsten Formen und Erscheinungen von Ausgrenzung und Integration nicht erst heute zur Lebenswirklichkeit der Menschen zählen. Das Projekt zeigt auch, dass diese Fragen wesentlich von der Selbstdefinition der Mehrheitsgesellschaft bestimmt werden – die wiederum nicht umhinkommt, auch die eigene Selbstbestimmung zumindest von Ortsbestimmungen loszulösen. Der Begriff Heimat ist in Bewegung, auf breitester Front.

ie sieben Freilichtmuseen in Baden-Württemberg, die »Sieben im Süden«, bieten mit ihren historischen Häusern, Werkstätten und Stuben jedes Jahr über 600.000 Besucherinnen und Besuchern Einblick in die dörfliche Vergangenheit. Zum Selbstverständnis der Freilichtmuseen gehört es dabei, kein romantisierendes Idyll in Szene zu setzen, sondern der Vergangenheit auch kritisch zu begegnen. Dies war beispielsweise 2009 bei der vielbeachteten Gemeinschaftsausstellung »Dorf unterm Hakenkreuz« der Fall.

In den Freilichtmuseen geht es nicht um Fürsten und Prälaten, sondern um die Alltagsgeschichte der ländlichen Gesellschaft in ihrer ganzen Breite. Bezogen auf die "Wurzeln" der heutigen Gesellschaft bedeutet dieser Anspruch der Freilichtmuseen, dass möglichst alle Teile der Bevölkerung früherer Zeiten Gegenstand der Forschung und Vermittlung sein müssen. Die Freilichtmuseen interessieren sich also für Geschichte "von unten" und "vom Rand". Das aktuelle Gemeinschaftsprojekt der Sieben im Süden spürt deshalb Formen der Ausgrenzung und der Integration auf dem Land nach.

Die Angehörigen religiöser, kultureller, ethnischer oder sozialer Minderheiten und Randgruppen liefen und laufen noch heute in besonderem Maß Gefahr, Opfer von Benachteiligung, Diskriminierung und diffusen Unterstellungen zu sein oder zu werden. Und nicht zuletzt in dieser Eigenschaft waren und sind sie Teil der Gesellschaft. Minderheiten, die zu einer Gesellschaft dazugehören, verändern sich, so wie die Gesellschaft insgesamt ständigen Veränderungs- und Transformationsprozessen unterworfen ist.

Dabei gibt es immer wieder neue Entwicklungen, aber auch Konstanten.

Die Freilichtmuseen in Baden-Württemberg haben mit dem Gemeinschaftsprojekt »Anders. Anders? «den Blick auf unterschiedliche Erscheinungsformen des Phänomens der Minderheit bzw. der Randgruppe gerichtet. An sieben Orten sind Ausstellungen entstanden, die Menschen und ihre Lebensbedingungen vorstellen, die für eine Region, einen Ort oder auch nur für bestimmte einzelne Gebäude von Bedeutung waren oder sind. In den Ausstellungen werden aus ganz unterschiedlichen Perspektiven Einblicke in vergangene, teils auch in aktuelle Lebenswelten gegeben, die bisher wenig oder auch gar nicht Gegenstand musealer Betrachtung waren.

Mit der vorliegenden Publikation werden die Themen und Inhalte der Ausstellung vertiefend aufbereitet. Sie bietet begleitend zu den Ausstellungen Hintergründe und Fakten, fasst zusammen und hält die Ergebnisse der Forschungs- und Recherchearbeiten zu den Ausstellungsthemen fest, ergänzt um zwei externe Beiträge.

Dass das Gemeinschaftsprojekt »Anders. Anders? « realisiert werden konnte, ist der Arbeit und der Unterstützung Vieler zu verdanken, die in unterschiedlichster Weise fachlich, ideell und finanziell geleistet worden ist. Mein besonderer Dank gilt dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, das, vertreten durch die Landesstelle für Museumsbetreuung, die Arbeitsgemeinschaft der Freilichtmuseen seit Jahrzehnten unterstützt, sowie der Baden-Württemberg Stiftung, ohne deren Unterstützung das Projekt »Anders. Anders? « nicht hätte umgesetzt werden können.

8 EINFÜHRUNG 9

Einführung

st der Umgang mit Fremdheit auf dem Land ein anderer als der in der Stadt? Welchen Stellenwert hat der (ländliche) Raum, wenn es um Prozesse der Ausgrenzung oder der Integration geht? Spielt es eine Rolle, ob ich als Fremder, Flüchtling, Vertriebener, Aussiedler, Zugewanderter, Migrant oder Zugezogener ins Dorf oder in eine Stadt komme? »Fremd ist der Fremde nur in der Fremde«, kalauerte Karl Valentin. Der Fremde ist derjenige, so Georg Simmel, der heute kommt und morgen bleibt.² Ist daher nicht jeder ein potenziell Wandernder, auch wenn er sich an einem Punkt niedergelassen hat und nicht weitergezogen ist? Diesen und weiteren Fragen geht der vorliegende Band nach, in dem das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft im ländlichen Raum im Mittelpunkt steht.

Raum und Ort sind eine wesentliche Bezugsebene von Identität bzw. von Identitätskonstruktionen, bei denen es darum geht, wie Menschen ihre Identität im Nahraum verankern, wie sie sich verorten. Bei diesen »Praxen der Beheimatung«³ wird nach den Bedingungen für das Wechselverhältnis von Bewegung und Sesshaftigkeit gefragt.

- 1 Karl Valentin: Die Fremden. In: Ders.: Monologe und Dialoge, München 1981, S. 158-160.
- 2 Georg Simmel: Exkurs über den Fremden. In: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Gesamtausgabe Bd. 11, Frankfurt a. M. 1992, S. 764-771 [EA 1908].
- 3 Beate Binder: Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse? Gefühle der Zugehörigkeit und soziale Imaginationen in der Auseinandersetzung um Einwanderung. In: Zeitschrift für Volkskunde 104/1. 2008, S. 1–17.

Damit eine Person sich einem Ort zugehörig definieren kann, müssen bestimmte institutionalisierte Merkmale vorliegen, wie etwa Wohndauer oder Festansässigkeit. Erst die Interaktion mit Menschen in einem bestimmten Situationszusammenhang, der den Ort betrifft, führt zur emotionalen Besetzung eines Ortssymbols.⁴

Identität erscheint dann als Ergebnis gelungener Beheimatung. Heimat meint hier Lebensmöglichkeit und nicht Herkunftsnachweis. Heimat als Teil unserer Identität und als Imagination ist Ressource, um sich an einem Ort und zwischen Orten zu beheimaten.

Dabei soll nicht übersehen werden, dass Heimat und Identität beides Homogenisierungsbegriffe sind, die ihr Profil der Modernisierung verdanken. Heimat wirkt dabei als Gemeinschaftszauber einer hypertrophen Vorstellung von Homogenität, es imaginiert eine Identität als Übereinstimmung, die es in unserer Gesellschaft nicht gibt, weil es eine Identität für alle nicht geben kann.⁵

Heimat-Haben wird dann zur Praxis der Positionierung und Grenzziehung. Gerade für den ländlichen Raum spielt dieser Aspekt eine wichtige Rolle, wird hier doch oftmals von Vorstellungen ausgegangen, die diesen

- 4 Vgl. Heiner Treinen: Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 7. 1965, S. 73-79, 254-297. Heiner Treinen hat hier bereits 1965 unterschieden zwischen einer symbolischen Ortsbezogenheit und einem Heimatgefühl.
- 5 Konrad Köstlin: Heimat als Identitätsfabrik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 99/3. 1996, S. 321–338.
- 6 Vgl. Binder 2008 (wie Anm. 3).

Raum als Kulturraum imaginieren, der nicht nur durch eine homogene Kultur, sondern auch durch die Homogenität seiner Bewohner geprägt sei. Diese äußere sich u. a. durch ein ausgeprägtes Regionalbewusstsein bzw. durch die Identifikation der Bewohner mit ihrem Ort/ihrer Region.

Über den ländlichen Raum existieren in Wissenschaft und Planungspraxis verschiedene und oft widersprüchliche Definitionen. Dies wird nicht zuletzt als eine Folge der komplexen und unterschiedlichen, in verschiedenen Teilräumen vorherrschenden Siedlungsstruktur gesehen, die eher einem Stadt-Land-Kontinuum entspricht. Ein vor allem intuitiv begründeter Konsens besteht darin, den ländlichen Raum als Gebiet außerhalb von Städten oder städtischen Gebieten zu verstehen. Die größte Schwierigkeit wird darin gesehen, den ländlichen Raum vom suburbanen Raum abzugrenzen. Ein bewährtes Analyseraster bezeichnet siedlungsstrukturelle Kreistypen als Analyseeinheiten Diese unterscheiden zwischen Agglomerationsräumen, verstädterten Räumen und ländlichen Räumen.

Vorstellungen vom ländlichen Raum korrespondieren sehr häufig mit Vorstellungen über dessen Sozialstruktur und damit einhergehenden Lebensstilen. Wird mit Stadt eher eine dichte Ansammlung heterogener Menschen assoziiert, fungiert demgegenüber der ländliche Raum als Kontrastfolie: dünn besiedelt, kleine Gemeinden mit einer homogenen Bevölkerungsstruktur.

Dementsprechend würde es auf dem Land ruhiger zugehen, der Umgang miteinander sei weniger komplex und es dominiere eine eher konservative Grundstimmung. Sozialer Wandel geschehe dort später und weniger tiefgreifend. Dörfer wurden bis in die 1980er-Jahre hinein charakterisiert als homogene, ganze Dorfgemeinschaften, in denen ein starkes Wir-Gefühl, traditionelle Wertorientierungen und eine wechselseitige soziale Kontrolle herrschten, die eine soziale Ausdifferenzierung verhinderten.

Die fortschreitende Suburbanisierung in den letzten Jahren stellt die Frage nach Gebietsgrenzen und Stadt-Land-Differenzierungen in neuer Dringlichkeit. Suburbanisierung, der Einfluss neuer Informationsund Kommunikationstechnologien, Mobilität und Globalisierungsprozesse haben zur Folge, dass die Vorstellung einer Polarisierung von Stadt und Land/Dorf nicht mehr angemessen erscheint, vielmehr gilt es, die gesellschaftsabhängigen Eigenarten und Wechselwirkungen beider Siedlungsformen zu betonen.

»Ländlicher Lebensstil« erscheint zwar in Lifestyle-Magazinen als Ausdruck einer homogen konzipierten »Landkultur« oder Lebensart, ist jedoch eher marktgängige Konstruktion als empirisch zu verifizierende Wirklichkeit. Jedes Dorf setzt sich vielmehr aus einer sozialstrukturell hoch differenzierten Einwohnerschaft zusammen, wodurch das überkommene Bild homogener Dorfgesellschaften obsolet geworden ist bzw. tatsächlich auch so nie existiert hat.

10 EINFÜHRUNG 11

Heute stellt das Dorf lediglich einen Teillebensraum seiner Bewohner dar. Ihre sozialen Beziehungen erstrecken sich weit über den eigenen Ort hinaus. Die Dorfbewohner betrachten eine weitreichende räumliche Mobilität als ein wesentliches Merkmal des Lebens im Dorf. Kennzeichnend ist auch die Mannigfaltigkeit ihres Dorfbezugs. Diese umfasst unterschiedlichste Nuancen von Beheimatung und Heimatverlust, Wertschätzungen der örtlichen Lebensqualität sowie Ansprüche an die Art, wie Bewohner miteinander verkehren sollten. Die Menschen im Dorf kennen einander weder so umfassend noch so gründlich, wie meist unterstellt wird. Auch die Art der Beziehung und Kenntnis zwischen Nachbarn hängt stark mit der eigenen Beziehungswahl zusammen. Nachbarschaftsbeziehungen fallen höchst unterschiedlich aus, sie gelten dann als gut, wenn eine gewisse Distanz gewahrt wird.

Insgesamt lässt sich feststellen: Der Topos »ländlicher Raum« muss differenziert gesehen werden. Entsprechend differenziert muss auch der Umgang mit Fremden gesehen werden. Denn den Umgang mit Fremdheit auf dem Land gibt es genauso wenig, wie es die Fremden gibt. Vielmehr ist er geprägt und abhängig von den Rahmenbedingungen vor Ort (sozio-ökonomische Strukturen), aber auch von Parametern wie dem Verhältnis Mehrheit/Minderheit, von der Herkunft der Zugezogenen, dem Wissen voneinander, von Erwartungen und von Erfahrungen mit anderen und letztendlich

auch der Offenheit und der Bereitschaft, aufeinander zuzugehen.

Ortsbewusstsein, lokale Identität, Heimat kommen vor allem dann ins Spiel, wenn es gilt, sich voneinander abzugrenzen und sich als eigene Gruppe zu konstituieren. Integration vor Ort, häufig missverstanden als eine Anpassungsleistung an lokale oder regionale Besonderheiten, meint eine Integration in komplexe soziale Verhältnisse, bei denen der Ort oder die damit assoziierte Kultur einen eher untergeordneten Stellenwert haben. Sie erhalten erst dann pragmatische Relevanz, wenn sie zur Abgrenzung instrumentalisiert werden. Es sind vielmehr die spezifischen Rahmenbedingungen vor Ort, die für den Integrationsprozess eine wichtige Rolle spielen, unabhängig davon, ob es sich um eine Großstadt oder um einen ländlichen Raum handelt. Von daher ist Integration auf dem Land nicht besser oder schlechter als in der Stadt zu leisten.

Besonders heute, zu einer Zeit, in der von nicht enden wollenden »Flüchtlingsströmen« die Rede ist und immer mehr Menschen Schutz und Sicherheit, aber auch ein neues Zuhause nicht nur in Städten suchen, sondern auch Dörfern und Gemeinden zur Unterbringung zugewiesen werden, ist das Thema »Fremdheit im Dorf« aktueller denn je. Die damit einhergehende, immer wieder neu aufflammende Integrationsdebatte stellt dabei zunehmend Vorstellungen eines als desintegrierend wahrgenommenen Wir den Anderen/Fremden gegenüber, bei denen die

Aufnahmegesellschaft und die Einwandernden als homogene Gruppen zu definieren versucht werden, in Frage. In den Sozialund Kulturwissenschaften sind inzwischen durch kritische Strömungen des Postkolonialismus, Feminismus und rassismustheoretische Ansätze andere Beschreibungen spätmoderner Einwanderungsgesellschaften entwickelt worden, welche die sie prägenden Durchmischungs- und Durchkreuzungsprozesse zu fassen versuchen. Dazu zählen Konzepte wie Hybridität, Transnationalismus,

Kosmopolitismus und Autonomie der Migration und nicht zuletzt auch ein Perspektivwechsel, der »nicht vom Ende der Migration, sondern vielmehr von einer immer engeren transnationalen Verflechtung« ausgeht. Gefordert wird dabei eine Migrationsforschung jenseits des Integrationsparadigmas. Die Erforschung einer wie auch immer vorzustellenden »Fremdheit im Dorf« steht damit zur Disposition oder ist zumindest kritisch zu hinterfragen.

⁷ Sabine Hess, Jana Binder, Johannes Moser (Hg.): No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa Bielefeld 2009. S. 21.

»ANDERS. ANDERS?« Ein Austellungsprojekt

● Wer gilt uns als »normal«, wer ist »anders«? Diese Fragen sind heute brennend aktuell — und zugleich haben sie eine lange Geschichte. Denn zu allen Zeiten definierten sich Mehrheiten in Abgrenzung zu Minderheiten, entstand das vermeintlich Normale überhaupt erst durch Benennung des Abweichenden und des Anderen, wurde soziale Identität gerade durch Ausgrenzung konstruiert. Vielfältige Formen der Abund Ausgrenzung auf der einen sowie Integration auf der anderen Seite sind mithin seit jeher zentrale Elemente des menschlichen Zusammenlebens. Die sieben Freilichtmuseen in Baden-Württemberg beleuchten 2017 und 2018 mit dem gemeinsamen Ausstellungsprojekt »Anders. Anders? — Ausgrenzung und Integration auf dem Land« ganz unterschiedliche Aspekte der Geschichte des ländlichen Raums.

ls anders galten auf dem Dorf viele sei es, weil sie einen anderen Glauben hatten, einen unkonventionellen Lebensstil pflegten, einem außergewöhnlichen Beruf nachgingen, eine gesellschaftliche Sonderrolle einnahmen, eine andere Sprache sprachen oder in einem fremden Land geboren waren. So gab es die vermeintlich Anderen zu allen Zeiten und in allen Regionen. Dieser Status war und ist in vielen Fällen mit Ausgrenzungs- und Diskriminierungsmechanismen verbunden. Verschieden große und zum Teil sehr heterogene Gruppen wurden in unterschiedlicher Form ausgegrenzt politisch, gesellschaftlich oder wirtschaftlich. Sie waren dessen ungeachtet zugleich immer auch Teil des ländlichen Sozialgefüges und vielfach unverzichtbarer Teil des Alltags.

Die in der Fremdbetrachtung oder auch in der Selbstwahrnehmung als anders erscheinenden Menschen hatten sehr heterogene

soziokulturelle Hintergründe und sahen sich sehr unterschiedlichen Diskriminierungsstrategien ausgesetzt. Als anders zu gelten, wurde von den Betroffenen selbst als Makel, zum Teil aber auch als Stärke empfunden. Manche Gruppierung verstand sich als eine von der Mehrheit bewusst abweichende Einheit und entwickelte eigene soziale und kulturelle Bande, wie dies etwa bei den »Jenischen«, den »Landjuden« oder »Gastarbeitern« der Fall war. Grundverschieden stellte (und stellt) sich die Situation jedoch bei den Menschen dar, die aus anderen Gründen ausgegrenzt wurden - etwa Menschen mit Behinderung oder mit einem als »unsittlich« gebrandmarkten Lebenswandel. Mit dem Projekt der sieben Ausstellungen werden die unterschiedlich intensiven und verschieden ausgeprägten Formen der Ausgrenzung ebenso aufgezeigt wie Wege der Integration von Außenseitern.

»ANDERS. ANDERS?« Ein Ausstellungsprojekt

Unter dem Titel »Keine Heimat mehr?«
setzt das Schwarzwälder Freilichtmuseum
Vogtsbauernhof Geschichten von Flucht
und Heimkehr in Szene. Ausgehend von der
aktuellen Flüchtlingssituation und ihren
Auswirkungen auf die Ortenau behandelt der
Beitrag von Thomas Hafen und Julia Lauer
historische Aus- und Einwanderungsbe-



wegungen mit Fokus auf den Schwarzwald. Ein Augenmerk gilt dabei den großen Auswanderungsbewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts, als Hunderttausende Menschen aus wirtschaftlicher und sozialer Not vom Schwarzwald aus nach Amerika aufbrachen. Zugleich werden die Einflüsse auf die vermeintlich urtypische Schwarzwälder Kulturgeschichte geschildert: von der Baukunst Vorarlberger Architekten über mediterrane Kräuter in den Bauerngärten bis hin zu den

böhmischen Vorbildern von Kuckucksuhren. »Unser Europa ist das Ergebnis von Wanderungen«, resümieren die Autoren.

Für das *Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen* richtet Michael Happe den
Blick auf die Jenischen, eine ursprünglich
nicht-sesshafte sozio-linguale Gemeinschaft,
die sich als eigenes »Volk« mit eigener Kultur

versteht, die zum Teil jedoch inzwischen in der Mehrheitsgesellschaft aufgegangen ist. Ienische Siedlungen werden an regionalen Beispielen mit dem Schwerpunkt der heute zu der hohenlohischen Gemeinde Fichtenau gehörenden Dörfer aufgezeigt. Ausgehend von der Schilderung der Geschichte und der Lebensbedingungen der Jenischen im 18. und 19. Jahrhundert wird der

Bogen bis zur nationalsozialistischen Verfolgung gespannt. Der Blick auf die Situation der Minderheit im Nachkriegsdeutschland führt bis in die Gegenwart – zu der Frage, welche Diskriminierungen die Jenischen immer noch erfahren und wie sie selbst heute zur Frage nach ihrem »Anderssein« stehen.

Nach dem Untergang des sogenannten Dritten Reichs und dem Ende des Zweiten Weltkriegs erhielt der Begriff der »Anderen« durch Flüchtlinge und Heimatvertriebene

aus den ehemals deutschen Ostgebieten eine vollkommen neue Bedeutung: Nach Baden und Württemberg kamen damals fast 900.000 Menschen – damit war etwa jeder siebte Einwohner kein Einheimischer mehr. Das Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck greift deren Geschichte am Beispiel eines Farrenstalls aus Brittheim auf, der ab 1947 von Heimatvertriebenen bewohnt wurde. Almut Grüner analysiert in ihrem Beitrag die Erinnerungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zu Fragen nach Heimat und Fremde. Wurden die Flüchtlinge von ihrer Umgebung zu Außenseitern gemacht oder empfanden sie sich selbst so? Der Beitrag schildert sehr eindrücklich zum einen die traumatischen Erlebnisse der Menschen, die Heimat, Hab und Gut hinter sich lassen mussten – und zum anderen die Position der Einheimischen, die sich mit diesen Fremden, die ungebeten ins Dorf gekommen waren, auseinanderzusetzen hatten.



Am konkreten Beispiel einer alleinerziehenden Mutter zeigt der Aufsatz von Julia Brockmann, dass diese Versuche der Integration auch scheitern konnten. Angesichts der geschilderten sozialen und kulturellen Mechanismen, mit denen alte und neue Dorfbewohner sich gegenseitig wahrnahmen, erscheint die Integration von Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen am Ende vielschichtiger und facettenreicher, als mit einer simplen Erfolgsgeschichte zu erklären wäre.

Die Geschichte der Vertriebenen und Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg führt vor Augen, dass sich eindeutige Maßstäbe für eine gelungene Integration nicht ohne weiteres fassen lassen. Bis in die zweite und dritte Generation haben sich die Familien der Heimatvertriebenen eine enge emotionale Bindung an ihre alte Heimat erhalten und beweisen damit, dass es möglich ist, sich in der Integration das Anderssein zu bewahren.

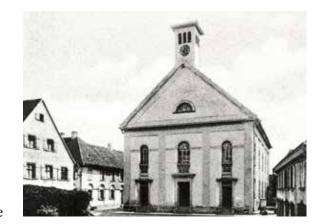
Im Gegensatz zu Flüchtlingen und Vertriebenen, die ihre Heimat nicht freiwillig verließen bzw. verlassen, kamen ab den 1960er-Jahren viele Menschen vorwiegend aus südeuropäischen Ländern in die Bundesrepublik, um hier zu arbeiten. Das Phänomen der sogenannten »Gastarbeiter« trug damals entscheidend zum wirtschaftlichen Aufschwung im Nachkriegsdeutschland bei. Wie in den Jahrzehnten davor galten ausländische Arbeiter der deutschen Wirtschaft als Manövriermasse in Boomzeiten, die zu geringem Lohn und vermeintlich ohne Folgekosten ausgenutzt werden sollte. Das

Ein Ausstellung projekt

Bauernhaus-Museum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg zeichnet im Rahmen einer Sonderausstellung den Weg der ersten italienischen und dann türkischen Arbeiter nach, die in den 1960er- und 1970er-Jahren nach Oberschwaben kamen. Beide Seiten, Fremde wie Einheimische, gingen damals davon aus, dass die »Zugereisten« nur wenige Jahre bleiben würden – entsprechend gering war zu Beginn auf beiden Seiten das Bemühen um Integration. Dies änderte sich, allerdings in einem schleichenden Prozess, der bei den »Eigenen« und den »Fremden« sehr unterschiedlich verlief. Der Beitrag von Christoph Mayr, Verena Amann, Andrea Maria Schreck und Christine Hut schildert beispielsweise, wie ein italienischer »Gastarbeiter« im Lauf der Jahre »zwischen zwei Welten« geriet und in seiner ursprünglichen Heimat zum Fremden wurde, nachdem er einen Großteil seines Lebens in Deutschland verbracht hatte.

Die Geschichte der Juden im heutigen Württemberg war immer wieder von existenzbedrohenden Entwicklungen geprägt, doch steht der Holocaust singulär. Die Ausstellung im *Freilichtmuseum Beuren* thematisiert die rechtliche, wirtschaftliche, religiöse und soziale Situation der Juden im ländlichen Württemberg im 19. und 20. Jahrhundert. Der Beitrag von Wilfried Setzler geht auf das alltägliche Leben in den württembergischen »Judendörfern« mit seinem Nebeneinander, Miteinander und Gegeneinander von Christen und Juden ein. Juden waren im Alten Reich als soziale und religiöse

Randgruppe nie sicher vor Pogromen und Vertreibung, doch konnten sie in kleineren Gebietsherrschaften Schutzrechte erwerben und sich dort niederlassen. Das »Landjudentum« bildete die charakteristische Lebensform der Juden im deutschen Südwesten - außer im Herzogtum Württemberg, das bis 1806 keine Juden auf seinem Territorium duldete. Erst durch den Gebietszuwachs von 1803/06 kamen sogenannte »Judendörfer« zu Württemberg, also religiös gemischte Dörfer mit jüdischen Gemeinden, die sich auf verbriefte Schutzrechte berufen konnten. Die staatliche Emanzipationspolitik führte 1869 zur rechtlichen Gleichstellung der Juden in Württemberg. Vom Streben nach gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Aufstieg angetrieben, zog es manche Juden in die Städte, andere entschlossen sich zur Auswanderung nach Übersee. Dieser Abwanderungsbewegung hatte Auswirkungen auf die soziale Struktur des Landjudentums, die sich in der Folge grundlegend veränderte.



In nahezu jeder Gemeinde in Baden und Württemberg fand sich in früheren Jahrhunderten ein Armenhaus, denn die Versorgung der Armen war keine staatliche Aufgabe, sondern Pflicht der Dorfgemeinschaft. Die Bewohner der Armenhäuser unterschieden sich schon durch ihre Behausung, auch wenn

denen umgingen, die kein eigenes Zuhause hatten. Den Armen zu helfen, war die Dorfgemeinschaft durchaus bereit – etwa dann, wenn Alter oder Krankheit jede Möglichkeit zum eigenen Unterhalt verhinderten. Zur Klärung »würdiger« Armutskriterien wurden Verhandlungen nötig, die im Dorf in



hier über die Zeiten sehr unterschiedliche Personen mit ganz verschiedenen Biografien zusammenkamen. Dies zeigt das *Odenwälder Freilandmuseum Gottersdorf* am Beispiel eines Armenhauses aus Reichartshausen auf. Margareta Sauer untersucht in ihrer Mikrostudie, wie die Dorfbewohner mit aller Öffentlichkeit geführt wurden. Mit aus heutiger Sicht verblüffender Verbissenheit wurde um kleinste Geldbeträge und Sachhilfen gefeilscht und um einzelne Handgriffe gerungen – all dies war Teil der »verwalteten Armut«. Im 19. Jahrhundert fand ein Perspektivwechsel statt, entstand aus der





»verwalteten Armut« die »soziale Frage«. Damit aber war das Problem nicht mehr einfach durch die Dorfgemeinschaft zu lösen.

Wer ins Armenhaus ziehen musste, war im Dorf »ganz unten« angekommen. Dies zeigt

sich auch beim ehemaligen Hirten- und Armenhaus aus Göffingen im *Oberschwäbischen Museumsdorf Kürnbach*. Bemerkenswert ist hier die große Zahl an Bewohnern zwischen den 1820er- und den 1950er-Jahren, die

ganz grundlegend von den gängigen Normund Moralvorstellungen der Dorfnachbarn abwichen. Dazu zählte beispielsweise eine »Vagantin«, eine Landstreicherin um 1830, die eines ihrer Kinder im Zuchthaus bekam, ein anderes einfach aussetzte und selbst per Steckbrief gesucht wurde. Jürgen Kniep zeigt in seinem Beitrag, wie sehr »die Anderen« auch in kleinsten Dörfern zum Alltag gehörten; selbst in Göffingen mit seinen rund 200 Einwohnern war jede Generation mit außergewöhnlichen Fällen von Anderssein konfrontiert. Im Umgang mit diesen Personen zeigt sich stets eine große Ambivalenz zwischen erzwungener Nähe und gewünschter Distanz: Oftmals wären die Göffinger ihre Armenhausbewohner gerne los gewesen - aber die unehelichen Kinder der vagabundierenden Mutter gehörten ebenso zum Dorfalltag wie die Betteleien und Beleidigungen der Bewohnerfamilie um 1900, wie auch die beiden »Idioten «Karl und Josef, zwei geistig behinderte Brüder, die hier ab den 1930er-Jahren lebten.

Die beiden geistig behinderten Brüder mussten sich von den Göffinger Kindern hänseln lassen. Ihre Schwester Maria wurde immer wieder wegen Landstreicherei und Prostitution verurteilt. Das Schicksal der drei Geschwister in den 1930er- und 1940er-Jahren zeigt darüber hinaus, wie sich der Umgang der Nachbarn im Dorf, aber auch des Staates mit »den Anderen« im Lauf des 19. und 20. Jahrhunderts veränderte: Bei allen drei Geschwistern wurde während des Nationalsozialismus die Zwangssterilisation diskutiert, in zwei Fällen schließlich auch durchgeführt. In diesen Prozess waren Honoratioren des Dorfes mit eingebunden. Wo es früher möglicherweise um die Kürzung der Armenunterstützung gegangen war, reichten Nachbarn im Zweifel nun die Hand zu eugenischen Maßnahmen des NS-Staats.

Bemerkenswerte Einblicke bieten auch die beiden ergänzenden Beiträge: Christel Köhle-Hezinger, emeritierte Professorin für Volkskunde mit Wirkungsschwerpunkten in Tübingen, Marburg und Jena, wirft einen Blick auf die grundsätzliche Bedeutung von Fortgehen und Ankommen. Jan Vaessen, ehemaliger Direktor des Niederländischen Freilichtmuseums Arnheim und Präsident des Verbandes Europäischer Freilichtmuseen, betont, wie wichtig es für Freilichtmuseen ist, die Geschichte(n) von Minderheiten zu berücksichtigen.

In der Zusammenschau bilden diese Beiträge zwar keine umfassende kulturhistorische Darstellung von Randgruppen in Baden und Württemberg. Sie sensibilisieren jedoch für die historische Vielfalt und verdeutlichen, dass »die Anderen« – verschieden verstanden und verschieden ausgeprägt – stets fester Bestandteil des Alltags im ländlichen Raum waren. Die Ausstellungen und dieser Band laden mithin zu neuen Blicken auf die ländliche Alltags- und Kulturgeschichte ein.

Keine Heimat mehr?

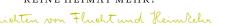
Geschichten von Flucht und Heimkehr



PROLOG Die Vielzahl der seit 2015 in Deutschland eintreffenden Zuwanderer stellt auch die Gemeinden im Schwarzwald vor große Herausforderungen. Die Aufnahme von Menschen, die aus anderen Kulturkreisen stammen, andere Sprachen sprechen und anderen Religionen angehören, wird die Toleranz und Integrationskraft unserer eigenen Kultur neu ausloten. Die grundlegenden Fakten sind geschaffen: Wir sind ein Einwanderungsland und eine Migrationsgesellschaft. Wir werden nicht mehr damit aufhören können, Identitäten, Zugehörigkeiten und Chancengerechtigkeit immer wieder neu auszuhande. Ovon den Hunderttausenden, die in den letzten Jahren in Deutschland Schutz gesucht haben, sind viele gekommen, um zu bleiben. Aus unterschiedlichen Gründen können sie nicht mehr in ihre alte Heimat zurück. Und in der neuen werden nicht nur Willkommensplakate hochgehalten. Es ist seit jeher Schicksal des Fremden, dass ihm Misstrauen und Angst entgegenschlagen. Hier zu sein, heißt noch nicht, hierher zu gehören. Anders zu sein, heißt fremd zu sein. Das ist nicht erst heute so. • Wie andernorts auch, entpuppt sich die Sozialgeschichte des Schwarzwalds als eine fortlaufende Erzählung, in der Menschen weggehen wie schon immer und ankommen, wie man eben ankommt, wenn man bleiben will: Zuerst als Anderer, dann als Eigener – wenn es gutgeht.

DIE SITUATION VOR ORT

Im September 2015 sitzen Tausende von Flüchtlingen, die in Europa Asyl suchen, seit Tagen in Ungarn fest und machen sich schließlich zu Fuß auf den Weg Richtung Österreich und Deutschland. Um die Situation nicht eskalieren zu lassen, wird an den Grenzen auf Kontrollen und Registrierungen verzichtet. Die Entwicklung, die damit in Gang kommt, erzeugt in wenigen Wochen eine Migrationswelle, die zur Polarisierung der Gesellschaft führt. Während die einen sich zu Willkommensgesten entschließen und an die Chancen der Zuwanderung glauben, sehen andere den sozialen Frieden wie insgesamt die Stabilität der demokratischen Werte bedroht.





KEINE HEIMAT MEHR?

Geschichten von Flucht und Keimkehr

Die Geschehnisse waren absehbar, die Gründe vielfältig: das Scheitern des arabischen Frühlings, die Kriege im Nahen und Mittleren Osten, die Bürgerkriege und die dramatischen Klimaveränderungen in Afrika. Weltweit waren nach Schätzungen

»Dass die Welle kommt, war klar. Aber wie groß sie sein würde, konnte man absolut nicht voraussehen.«

Alexandra Roth Leiterin des Migrationsamts im Landratsamt Ortenaukreis

»Wir hatten ein gutes Leben. Europa war nie unser Plan.«

Suliman Abu Ghaida Flüchtling aus Syrien des UNHCR über 60 Millionen Menschen auf der Flucht. Viele davon suchten auf teils sehr riskanten, mitunter tödlichen Wegen Asyl in Europa. Angesichts der großen Zuströme waren die zuständigen Behörden überall überfordert, die kurzfristige Versorgung und adäquate Unterbringung zu gewährleisten. Die rasant steigende Zahl an Menschen, die hilfesuchend nach Deutschland kamen, traf Polizei, Länder und

Kommunen sowie vor allem auch die Bevölkerung völlig unerwartet. Während das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge im Mai 2015 noch 450.000 Antragstellende prognostizierte, stieg die Zahl Ende August zunächst auf 800.000 und schließlich auf rund 900.000 Asylsuchende.

Der Ortenaukreis reagierte auf die verschärfte Lage sehr kurzfristig durch die schnelle Einrichtung einer Lenkungsgruppe. Das Migrationsamt arbeitet eng mit dem Katastrophenschutz, Gebäudemanagement, Jugendamt, Gesundheitsamt und der Polizei zusammen. Zusätzlich werden in der Sozialarbeit wie in der Verwaltung einige neue Stellen geschaffen.1

1 Die gesamten Maßnahmen und Projekte des Ortenaukreises sind in einer 143 Seiten starken Publikation unter dem Titel »Gesamtstrategie Zuwanderung« im November 2016 veröffentlicht und verteilt worden. Unter den Informations- und Bildungsangeboten wird auch die Sonderausstellung »Keine Heimat mehr« des Schwarzwälder Freilichtmuseums Vogtsbauernhof aufgeführt.



Für die vorläufige Unterbringung der Asylbewerberinnen und -bewerber, die von den Erstaufnahmestellen auf die Bundesländer verteilt und an die Stadt- und Landkreise zugewiesen werden, ist im Ortenaukreis das Landratsamt in Offenburg zuständig. Anfang 2017 konnte es in Containern, Hotels, Gasthöfen, leerstehenden Häusern und Wohnungen, aber inzwischen auch in eigens errichteten Wohnheimen insgesamt 4.300 Plätze zur Verfügung stellen. Bei der Belegung der Unterkünfte wird auf eine ausgewogene Verteilung von Einzelpersonen und Familien geachtet. Außerdem wird berücksichtigt, woher die Asylsuchenden stammen, um konfliktträchtige Gruppen und Religionsgemeinschaften von vornherein zu trennen.

Nach Entscheidung des Asylantrags, spätestens aber nach 24 Monaten, verlassen die Antragstellerinnen und Antragsteller die vorläufige Unterbringung. Für die Anschlussunterbringung sind die Städte und Gemeinden verantwortlich. Hier erweist sich ein Großteil der Bevölkerung nicht nur als aufgeschlossen gegenüber den Neuankömmlingen, sondern entwickelt im ehrenamtlichen Engagement vielfältige Projekte, die weit über freundliche Willkommensgesten hinausgehen. Auf der anderen Seite suchen an Stammtischen und in Leserbriefspalten die Überfremdungsängste Zuflucht in altbekannten Ressentiments.

Neben der persönlichen Motivation erweist sich erwartungsgemäß die Sprachkenntnis als entscheidender Faktor bei der Integration

Außenansicht der Ausstellung im Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof, die in Flüchtlingscontainern außerhalb des Museumsgeländes frei zugänglich aufgebaut war. BILD: HANS-JÖRG HAAS, GUTACH





23

»Ich möchte alle meine Flüchtlinge so weit bringen, dass sie nicht auf unsere Kosten leben müssen.«

Sandra Müller Ehrenamtliche Flüchtlingshelferin aus Oberwolfach



der Asylsuchenden. Die über Sprache hergestellte Kommunikationsbasis zu den Einheimischen ermöglicht sowohl den Zugang zu Bildungsangeboten als auch zum Arbeitsmarkt. Zwar sind nach Umfragen die meisten Arbeitgeber grundsätzlich bereit, Flüchtlinge zu beschäftigen, aber angesichts bürokratischer Hürden und Angst vor der Abschiebung eingelernter Arbeitskräfte bleibt es oft bei der Ankündigung, und so sind auch im Ortenaukreis trotz eines aufnahmefähigen Arbeitsmarktes viele Flüchtlinge nach wie vor als arbeitssuchend gemeldet.

DIE LEHRZEIT DER 1990ER-JAHRE

Nach einhelliger Meinung von Amtsträgern und Sozialarbeitern war die eingetretene Situation kein neues Phänomen und auch keine Aufgabenstellung ohne Beispiel. Das Problem war die schiere Menge und die damit viel zu schnell erschöpfte Aufnahmekapazität. Doch für organisatorische Abläufe und Fragen der Unterbringung und Versorgung konnten die Ämter und Betreuungsverbände sowohl auf bestehender Infrastruktur als auch auf früheren Erfahrungen aufbauen. Die dringendsten Probleme der Flüchtlinge wie auch das Konfliktpotenzial zwischen einzelnen Gruppen waren ebenso im Bereich des Erwartbaren wie die erschreckenden Reaktionen aus Teilen der Bevölkerung.

Die Lehrzeit hatte man in den 1990er-Jahren absolviert, als sich die Folgen kriegerischer Auseinandersetzungen in zahlreichen afrikanischen Staaten auch in Deutschland bemerkbar machten. Die Zahl der Flüchtlinge, die aus Afrika in die Bundesrepublik drängte, war 1992 auf über eine halbe Million gestiegen. Von den Kriegsschauplätzen

Suliman Abu Ghaida bei seiner Ankunft in Gutach. Der palästinensische Syrer aus Damaskus erwarb nach bestandenen Sprach- und Aufnahmeprüfungen einen Studienplatz in Heidelberg. Über das Internet gibt er Landsleuten Deutschunterricht. BILD: PRIVATARCHIV







im Irak, dem Kosovo und den Gebieten des ehemaligen Jugoslawiens kamen zusätzlich (inzwischen größtenteils wieder heimgekehrte) Flüchtlinge dazu. An ihrem Ende standen die 1990er-Jahre auch für die Auflösung der Sowjetunion und des Warschauer Paktes, die den Bundesländern einen unerwarteten Zuzug von Spätaussiedlern brachte. Allein im Jahr 1990 verzeichnete das Statistische Bundesamt knapp 400.000 deutsche Staatsangehörige oder deren Nachkommen, die aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion sowie aus Polen und Rumänien nach Deutschland und damit auch in den Schwarzwald kamen.

Mit dem im Jahr 1990 in Kraft getretenen Eingliederungsgesetz wurde die Aufgabe der Unterbringung von Spätaussiedlern auf die Städte und Landkreise übertragen. Für 3.500 zu diesem Zeitpunkt im Ortenaukreis gemeldete Spätaussiedler standen bereits

»Das Mitsingen beim Badnerlied oder Schwarzwälder Kirschtorte auf dem Tisch sind keine Zeichen von Integration. Entscheidend ist, dass sie Deutsch sprechen, Arbeit und Kontakt zu den Einheimischen haben.«

Wolfgang G. Müller *Oberbürgermeister von Lahr* ²seit 1997

2 Das am Westrand des Schwarzwalds gelegene Lahr geriet Mitte der 1990er-Jahre in einen regelrechten Strudel von Ab- und Zuwanderungen. Nachdem rund 10.000 Soldaten der kanadischen Luftwaffe aus der Garnison abgezogen worden waren, zog annähernd dieselbe Zahl an russischen Spätaussiedlern in die leer gewordenen Wohnungen ein. In der umliegenden Region sprach man von Lahr spöttisch als Kleinrussland. Übergangswohnheime in Offenburg und Lahr sowie mehr als hundert weitere Quartiere in Hotels, Gaststätten und Pensionen zur Verfügung.³

DAS JAHRHUNDERT DER FLÜCHTLINGE

Schon vor seinem bewegten letzten Jahrzehnt hatte sich das 20. Jahrhundert für die Geschichtsschreibung den traurigen Ruf eingehandelt, das »Jahrhundert der Flüchtlinge« zu sein. Die Schlagwörter unterscheiden sich: Emigration, Deportation, Zwangsumsiedlung, Evakuierung, Vertreibung, Verschleppung. Die Resultate gleichen sich: Ob im organisierten Abtransport oder in der heillosen, panikartigen Flucht vor Krieg und Zerstörung zogen unübersehbare Massen von Verjagten, besitzlos und ohne den Schutz einer Staatenzugehörigkeit, ins Nichts.

Seine größten Wanderungsbewegungen erlebte der europäische Kontinent, als gegen Ende des Zweiten Weltkriegs endlose Flüchtlingstrecks aus Mittel- und Ostmitteleuropa auf der Flucht vor der Front in das zerstörte Deutschland strömten. Der Vormarsch der Roten Armee hatte bereits im Herbst 1944 das Gebiet um Ostpreußen,

3 Zur Gesamtthematik der Zuwanderung in Südwestdeutschland vgl Matthias Beer (Hg.): Baden-Württemberg – eine Zuwanderungsgeschichte, Stuttgart 2014.



Schlesien, Pommern, Ostbrandenburg und das Sudetenland erreicht. In panikartigen Aufbrüchen floh der Großteil der deutschen Bevölkerung in Angst vor Misshandlung, Vergewaltigung und Ermordung in Richtung Westen. Bei Schnee und Kälte waren Millionen Menschen, ihre Verhungerten und Erfrorenen zurücklassend, oft nur zu Fuß unterwegs, um außer ihrem Leben auf Handkarren und Pferdefuhrwerken die wenigen Habseligkeiten zu retten, die ihnen geblieben waren.⁴

4 Die annähernd 8 Millionen Deutschen, die noch bis nach der Kapitulation in den Siedlungsgebieten in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn geblieben waren, wurden erst nach 1945, gemäß der Potsdamer Konferenz auf geordnete und humane Weise, nach Deutschland überführt. Das 1952 neu entstandene Bundesland Baden-Württemberg zählte im Jahr 1961 rund 1,2 Millionen Heimatvertriebene und 415.000 Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone. Fast jeder Fünfte im Südweststaat war damit ein Zuwanderer – oder Neubürger, wie es in der offiziellen Sprachregelung hieß. Der Großteil war in der amerikanischen Besatzungszone vom Land Württemberg-Baden aufgenommen worden. Da Frankreich an der Konferenz in Potsdam nicht teilgenommen hatte, sah man in der französischen Besatzungszone

Blick in die Ausstellungseinheit »Fluchtsituationen«: Obwohl zeitlich und geografisch weit auseinanderliegend, zeigen Bilder und Darstellungen von Flüchtenden immer wieder frappierend übereinstimmende Bildmotive. BILD: HANS-JÖRG HAAS. GUTACH



zunächst keine Verpflichtung zur Aufnahme von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen. Erst mit dem Erlass zum Länderflüchtlingsausgleich gelangten, wenn auch in weitaus geringerer Anzahl als in der amerikanischen Zone, ab 1950 auch Flüchtlinge in die südlichen Landesteile Württemberg-Hohenzollern sowie Baden und damit auch in den Schwarzwald.

Die Konflikte ergaben sich zwangsläufig: Hier die alteingesessene, bevormundete und zum Teil enteignete Bevölkerung, dort die besitzlosen Neuankömmlinge, die zwar ebenfalls deutsch oder deutschstämmig waren, meist derselben Religion angehörten und bald auch als Staatsbürger rechtlich gleichgestellt waren, aber als Flüchtlinge beschimpft wurden. Sie waren eben nicht, wie ursprünglich allgemein erhofft, im Wartestand bis zur Rückkehr in ihre alte Heimat, sondern dauerhafte Mitbürger und Konkurrenten auf dem Wohn- und Arbeitsmarkt, die, arbeitswillig und fleißig, erst ganze Straßenzüge mit eigenen Wohnhäusern bebauten, dann bald auch Kirchen errichteten und im Gemeinschaftsleben, in Freundschaften, am Arbeitsplatz und im Verein ihren Platz fanden. Wie in anderen Teilen Deutschlands kam ihnen das Wirtschaftswunder entgegen - das es ohne sie wiederum nicht gegeben hätte.

DIE MEHRZAHL VON HEIMAT

Während Millionen von Flüchtlingen nach Mitteleuropa kamen, weil sie aus ihren Herkunftsländern verjagt wurden, gab es auf der anderen Seite, im Schwarzwald wie überall, immer auch Ströme von gesuchten Ankömmlingen. Dazu sind die Gastarbeiter zu zählen, die offiziell ab 1955 in die Bundesrepublik kamen, weil der Wirtschaftsboom mit seinem steigenden Bedarf an Arbeitskräften den Binnenmarkt überforderte. Dem ersten Anwerbeabkommen zwischen Deutschland und Italien folgten weitere gegenseitige Vereinbarungen mit Spanien, Griechenland, der Türkei, Marokko, Portugal, Tunesien und Jugoslawien. Zum Zeitpunkt des Anwerbestopps im Krisenjahr 1973 befanden sich über 2,5 Millionen ausländische, überwiegend männliche Arbeitnehmer in der Bundesrepublik. Die meist jungen Männer, die ohne Familienangehörige gekommen waren, verrichteten oft einfache, aber körperlich anstrengende Tätigkeiten und lebten, da sie ja nur auf Zeit hier sein sollten, häufig in einfachen Sammelunterkünften.

Anders als von der Politik vorgesehen, wollten viele Arbeitgeber jedoch die eingearbeiteten Kräfte über die verordnete Aufenthaltsfrist hinaus behalten. Diejenigen Gastarbeiter, die an einem dauerhaften Aufenthalt interessiert waren, ließen ihre Familienangehörigen aus den wirtschaftlich »Fremde Menschen, die nach und nach eingereist und Land geworden sind. Ein Ort, der sich durch sie verändert hat und Migrationsadresse wurde für nahezu dreißig Familien aus Málaga, um nur eine der mediterranen Minderheiten zu erwähnen, die eingetroffen wurden oder sind. Das liegt für viele weit zurück und zerstreut in den Sechzigern und Siebzigern des vergangenen Jahrhunderts, war Wanderung und Hoffnungssehnsucht Norden. Die einen nennen diese Notkunft Wahlheimatk, die anderen vermuten Zerrissenheit auf diesem Weg. Ich hingegen fühle mich einfach nur behaust und uferkämmend in diesem grünen Meer, das nach Wald und Dämmerfeuchte riecht. Nach Luft, die luftschmeckt, und nach Gedanken, die in Gefühle münden; die zur Besinnung kommend, weiterreisen und ein MEHR sich ergründen, an Identitäten. Beileibe nicht Verlust.«

Aus: José Oliver: Mein andalusisches Schwarzwalddorf ⁶

schwächelnden Heimatländern nachkommen. Was zunächst als zeitlich begrenzte Initiative zur Anwerbung von dringend benötigten Arbeitskräften gedacht war, hatte sich zu einer großen Einwanderungsbewegung entwickelt.

Die Anwerbeabkommen, die zwischen 1955 und 1973 unterzeichnet wurden, waren die rechtliche Grundlage für die inoffiziell schon länger gängige Praxis, fremdländische Arbeiter im industriellen Gewerbe wie in der Landwirtschaft oder auch im Berg-, Straßen- und Brückenbau zu beschäftigten. Die Tradition von italienischen Gastarbeitern in Baden geht zurück bis ins Spätmittelalter, als entlang der Handelswege über die Alpen ein reger Kulturaustausch zwischen Süddeutschland und Italien gepflegt worden war.

Im Jahr 1899 befanden sich rund 30.000 Italiener in Baden. Die Dienste der italienischen Wanderarbeiter waren im Eisenbahn- wie im Brücken-, Tunnel- oder Wasserleitungsbau sehr gefragt. Neben ihren bautechnischen Erfahrungen, die sie aus den heimatlichen Gebirgsregionen mitbrachten, galten die »Transalpini« im deutschen Kaiserreich als ausgesprochen geschickt, fleißig und belastbar.⁷

Aus dem damals übervölkerten Alpenraum waren bereits am Ende des Dreißigjährigen Krieges und den folgenden Erbfolgekriegen Siedler für die entvölkerten Landstriche

⁵ Vgl. Elisabeth Fendl (Hg.): Zur Ästhetik des Verlusts. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung, Freiburg 2009.

⁶ Der in Hausach lebende Lyriker und Essayist José Oliver entstammt einer spanischen Gastarbeiterfamilie, die 1960 nach Deutschland kam. Sein Text »Mein andalusisches Schwarzwalddorf« erschien im gleichnamigen Essayband 2007 bei Suhrkamp.

⁷ Vgl. Andreas Schmidt: Die Entdeckung des Fremden – Italienerinnen und Italiener in Baden. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 7.1997, S. 127–137.

31

angeworben worden. Von den Folgen kriegerischer Auseinandersetzungen war vor allem das badische Herrschaftsgebiet so schwer getroffen, dass ein Wiederaufbau aus eigener Kraft unmöglich schien. Für die verschiedenen Gebiete des Schwarzwalds konnten die von den Landesherren ausgesandten Anwerber besonders viele Landsleute aus der Schweiz und Tirol gewinnen. Da diese aus einem eng verwandten Sprach- und Kulturraum kamen, fanden sie sich in der neuen Umgebung schnell zurecht und wurden auch

kaum als Fremde wahrgenommen.

Insgesamt konnten die massiven Bevölkerungsverluste im Südwesten Deutschlands durch beträchtliche Zuwanderungen von Neubürgern ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder als ausgeglichen gelten. Neben Kriegsveteranen aus allen Teilen Europas hatten sich außer Schweizern und Tirolern auch Glaubensflüchtlinge aus Österreich, Böhmen und Frankreich dauerhaft hier niedergelassen. Die Aufnahmebereitschaft für Glaubensflüchtlinge hatte zu diesem Zeitpunkt ihre Grenzen jedoch erreicht. Humane und religiöse Motive zur Aufnahme existierten längst nicht mehr. Bleiben durfte nur noch, wer einen direkten ökonomischen Nutzen versprach.

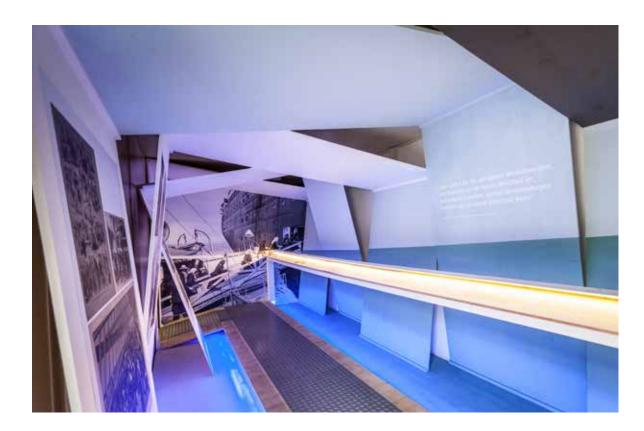
AUF UMGEKEHRTEN WEGEN

KEINE HEIMAT MEHR?

Geschichten von Flucht und Keinstehr

Den großen Zuströmen in den verschiedenen Jahrhunderten stehen Bewegungen gegenüber, in denen Hunderttausende vom Schwarzwald wie aus anderen deutschen Gebieten aufgebrochen sind, um als Auswanderer woanders in der Welt eine neue Heimat zu finden. Gebeutelt vom Siebenjährigen Krieg, eröffnete sich der badischen Bevölkerung im Jahr 1763 die Hoffnung auf einen Neuanfang weit im Osten. Mit dem Einladungsmanifest der Zarin Katharina der Großen im Gepäck warben Agenten für ein besseres Leben in Russland. An den Höfen, in Zeitungen und in Kirchen verbreiteten sie verlockende Versprechen. Finanzielle Starthilfe, 30 Jahre Steuerfreiheit, die eigene Selbstverwaltung und Religionsfreiheit waren nur einige der Privilegien. Für das Ziel, die entvölkerten Gebiete um St. Petersburg, an der Wolga und dem Schwarzen Meer neu zu besiedeln und wirtschaftlich zu erschließen, waren besonders Einwanderer aus dem deutschen Südwesten gefragt, da ihnen außerordentliche landwirtschaftliche Kenntnisse nachgesagt wurden.

Auch die Habsburger Monarchie betrieb eine durch Anwerbung unterstützte Bevölkerungspolitik. Die nach den Türkenkriegen fast menschenleere Donautiefebene sollte



neu besiedelt, die Grenze zum Osmanischen Reich militärisch gesichert werden. Den verlockenden Anwerbeversprechen folgend, machten sich fast 150.000 deutsche Siedler in den großen Schwabenzügen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts auf dem Wasseroder Landweg auf die Reise donauabwärts.

Und schließlich: Nach Amerika! Unter den Auswanderern, die sich hoffnungsvoll auf den Weg in die Neue Welt gemacht hatten, befanden sich allein im 19. Jahrhundert 500.000 Badener. Waren die Bewegungen des 18. Jahrhunderts noch überschaubar und überwiegend von der Suche nach religiöser Freiheit motiviert, führten die sich verschlechternden ökonomischen Verhältnisse im 19. Jahrhundert vor allem zu Massenauswanderungen aus rein wirtschaftlicher Not. Die Industrie und das Handwerk konnten in Zeiten rasanten Bevölkerungswachstums zu wenig existenzsichernde Arbeitsplätze zur Verfügung stellen. Die gesunkenen Erträge in der Landwirtschaft boten dazuhin keine ausreichende Ernährungsgrundlage mehr,



Blick in die Ausstellungseinheit »Auswanderer«: Vor der Ankunft in der neuen Welt standen oft gefährliche Überfahrten, die viele Passagiere, als Opfer von Seuchen oder Schiffsunglücken, nicht überlebten.

BILD: HANS-JÖRG HAAS, GUTACH

⁸ Vgl. Reinhard Johler, Max Matter, Sabine Zinn-Thomas (Hg.): Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung, Münster 2011.

sodass der Großteil der Bevölkerung von Arbeitslosigkeit, Armut und Hunger bedroht war. In Amerika sollte alles anders und besser werden. Das Land der vermeintlich unbegrenzten Möglichkeiten lockte mit der Aussicht, dass es jeder, unabhängig von seiner Herkunft, »vom Tellerwäscher zum Millionär« bringen konnte. In der Realität erfüllte sich der Traum von Besitz und Wohlstand nur für die wenigsten.⁹

DAS FREMDENZIMMER SCHWARZWALD

Der deutsche Südwesten hat das Fortgehen niemandem je richtig schwer gemacht. Seine Flüsse haben immer schon den Raum geöffnet. Der Rhein zum Norden hin, die Donau nach Südeuropa und Vorderasien Umgekehrt hat er sich seit jeher als ein außerordentlicher Schmelztiegel angeboten. Seine natürlichen Grenzen – die Alpen, die Vogesen – sind durch zahlreiche Pässe durchlässig geworden. In der Mitte Europas kreuzen sich hier die Wege von allen Rändern her.

Das unwegsame Mittelgebirge des Schwarzwalds stellt in dieser Anhäufung von Kreuzungspunkten auf den ersten Blick kein einladendes Zuwanderungsgebiet dar.

9 Eine explizit für den Raum Offenburg geltende Studie zu Amerika-Auswanderern findet sich bei Wolfgang M. Gall: Der Traum von der Freiheit. Dokumentation Offenburger Auswanderer nach Nordamerika: Ergebnisse eines bürgerschaftlichen Projekts. In: Die Ortenau 84. 2004, S. 221–230.

Seine flächenhafte, organisierte Besiedlung erfolgte in der Zeit um 1000 n. Chr. nicht von ungefähr sehr spät. Die Siedler aus den Randzonen folgten im Wissen um die mühselige Urbarmachung nur zögerlich dem Ruf von neuem Acker- und Weideland. Doch als sie schließlich einmal hier waren, stellte sich heraus, dass sie zwar nicht die großen Entdecker und Erfinder, aber Meister darin waren, Lösungen von anderswo auf ihre eigenen Verhältnisse zu übertragen. Ihre Kulturlandschaft, die auf dieser Fähigkeit gründet, erscheint bei näherer Betrachtung als eine außergewöhnliche Gastgeberin. Sie ist eine Meisterin in der Integration fremdländischer Einflüsse. Viele Elemente, die sich inzwischen harmonisch in die Landschaft fügen, sind ursprünglich gar nicht von hier – und doch nicht mehr von hier wegzudenken.



Der aus Österreich stammende Illustrator Joseph Ferdinand Keppler (1838–1894), der in New York zu Reichtum gekommen war, begab sich 1882 zur Behandlung in die Heil- und Pflegeanstalt Illenau in Achern. Bei einem Ausflug nach Gutach trug er sich mit dieser Zeichnung seines Alter Ego Puck, einer Figur aus Shakespeares Sommernachtstraum, in das Gästebuch des Löwen ein. BILD (REPRO UND ORIGINAL): SCHWARZWÄLDER FREILICHTMUSEUM VOGTSBAUERNHOF

KEINE HEIMAT MEHR? Yeschichten von Flucht und Heimlehr

Geschichten von Flucht und Heimkeler



Bauerngarten am Falkenhofim Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof. Viele der heute in Schwarzwälder Bauerngärten noch geläufigen Kräuter - Minze, Beifuß, Schlafmohn, Huflattich, Melisse, Schafgarbe, Malve, Dill - kamen nachweislich im 11. Jahrhundert aus Italien über die Alpen. Benediktiner- und Zisterziensermönche hatten aus ihren Mutterklöstern Samen und Schößlinge für die neuen Klostergründungen mitgebracht. BILD: HANS-JÖRG HAAS, GUTACH







Geranien an den Balkonen des Vogtsbauernhofs in Gutach. Die Geranie, die an keinem Balkon eines typischen Schwarzwaldhauses fehlen darf, ist die umgangssprachliche Bezeichnung für die Pflanzengattung der Pelargonie, die ursprünglich aus Südafrika stammt und in verschiedenen Formen in Europa kultiviert wurde.

BILD: HANS-JÖRG HAAS, GUTACH

Hanffeld im Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogsbauernhof.
Eng mit der Brennnessel verwandt, zählt auch der Hanf, der aus
China kommt, zu den weltweit wertvollsten Anbauprodukten.
Hierzulande schätzte man in früherer Zeit seine dauerhaften
Langfasern zur Herstellung von Seilen, Säcken und auch Kleidern. BILD: HANS-JÖRG HAAS, GUTACH

Echte Schwarzwälder: an karge Böden gewöhnt, zufrieden mit geringem Winterfutter und selbst bei größter Arbeitsbelastung ausgeglichen und gutmütig. Die Ursprünge der kräftigen, kleinen Kaltblutpferde gehen zurück auf frühmittelalterliche Züchtungen der Klöster St. Märgen und St. Peter. Aber jeder Züchter wird bestätigen, dass viele fremdländische Hengste, die in der bewegten Geschichte des Schwarzwalds durch die Lande kamen, ihren Anteil am heute bekannten Typ des Schwarzwälder Fuchses haben. BILD: HANS-JÖRG HAAS, GUTACH







- Der Ursprung unseres landwirtschaftlich genutzten
 Getreides liegt so weit zurück,
 dass er nicht mehr ermittelt
 werden kann. Als sicher gilt
 allerdings, dass der Anbau in
 Mitteleuropa seit mehr als
 10.000 Jahren hier betrieben
 wird und über Handelswege
 von den frühen Hochkulturen
 im Nahen Osten übernommen
 wurde. BILD: MARTIN HOLZER,
 STEINACH
- Die Kartoffel kam aus Südamerika über Spanien gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu uns. Zunächst als Zierpflanze, Potenz- und Heilmittel gepriesen, wurde die Kartoffel schnell zum wichtigen Nahrungslieferanten. Für die Schwarzwaldbauern damals ein Segen, zumal die neue, noch unbekannte Pflanze nicht auf der Liste der Nahrungsmittel stand, die man an den Lehensherrn abzugeben hatte. BILD: ALWIN TÖLLE, UM 1960, ARCHIV SCHWARZWÄLDER FREILICHTMUSEUM VOGTS-BAUERNHOF

Geschichten von Flucht und Heimlehr

Ob in Hornberg, Schramberg, Emmendingen und vor allem Zell am Harmersbach – in zum Teil heute noch bekannten Zentren wurde im Schwarzwald Keramik hergestellt. Man verstand sich auf Fayence und Majolika, zwei eng verwandte Keramikformen, die sich als filigraner Ersatz für das begehrte, aber unerschwingliche Porzellan etabliert hatten. Der große Aufschwung kam im späten 18. Jahrhundert, nachdem in England ein Gießverfahren erfunden worden war, mit dem das hochqualitative und lukrative Steingut hergestellt werden konnte. Das englische Geschirr setzte neue Maßstäbe, und indem sie es nachahmte, erlebte auch die Schwarzwälder Steingutindustrie ihre größte Blütezeit. BILD: ZELLER KERAMIK MANUFAKTUR







Wer zuerst im Schwarzwald eine Kuckucksuhr gebaut hat, ist noch immer nicht ganz
zweifelsfrei geklärt. Als sicher gilt jedoch,
dass sie nicht hier erfunden, sondern einem
böhmischen Vorbild nachgebaut wurde. Nach
einem 1629 verfassten Bericht des Augsburger Kaufmanns und Diplomaten Philipp
Hainhofer habe es am Hof des Kurfürsten
August von Sachsen eine Uhr gegeben, von
der die volle Stunde mit einem Kuckucksruf
verkündet worden sei. BILD: FIRMA HUBERT
HERR, UHRENFABRIK TRIBERG

Die original Schwarzwälder Kirschtorte:
Wirklich zu 100 Prozent eine Schwarzwälderin? Als ihr Erfinder – oder zumindest als der Mensch, der das älteste, schriftlich vorliegende Rezept (von 1927) verfasst hat, gilt der Konditor Joseph Keller aus Riedlingen, also ein Schwabe. Im Jahr 1915 habe er die allererste Schwarzwälder Kirschtorte gebacken – in Bad Godesberg bei Bonn.
BILD: PICFABRIK / FOTOLIA.COM



In Europa und vor allem auch im Schwarzwald längst verwurzelt, stammt die Douglasie, wie es ihr eigentlicher Name voregon pines schon verrät, aus Nordamerika. Wenn sie damit auch noch immer als fremdländisches Nadelgehölz gilt, erreicht sie hierzulande schon stolze 60 Meter Höhe und nicht weniger stolze 100 Jahre Alter. BILD: AMT FÜR WALDWIRTSCHAFT IM LANDRATSAMT DES ORTENAUKREISES

37





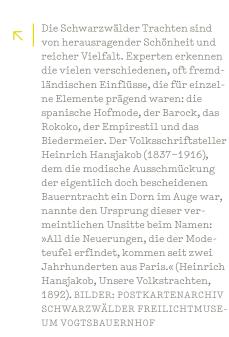
In der traditionellen Schwarzwaldmalerei nimmt die Gutacher Malerkolonie einen bedeutenden Rang ein. Die Gruppe der renommierten Maler, die sich im losen Verbund und zu großer Zahl im Gutachtal zusammenfand, folgte dem Ruf zweier weitbekannter Künstler, die sich hier niedergelassen hatten: Wilhelm Hasemann aus Mühlberg an der Elbe (1850–1930) und Curt Liebich (1868–1937) aus Wesel, einer Hansestadt am unteren Niederrhein. Die beiden Gemälde (Hasemann links) stammen aus der Sammlung des Schwarzwälder Freilichtmuseums Vogtsbauernhof und befinden sich als Dauerleihgabe im Hasemann-Liebich-Museum in Gutach. BILDER (REPROS): SCHWARZWÄLDER FREILICHTMUSEUM VOGTSBAUERNHOF

KEINE HEIMAT MEHR?

Geschichten von Flucht und Keimlehr



Das 1951 in die Kinos gekommene »Schwarzwaldmädel« war der erste Farbfilm der deutschen Nachkriegsgeschichte und zählt mit 16 Millionen Zuschauern bis heute zu den erfolgreichsten deutschen Filmen. Die Vorlage war die 1917 uraufgeführte und weltweit gefeierte Operette gleichen Namens. Der Komponist war Leon Jessel aus Stettin, der Librettist August Neidhardt aus Wien. Von beiden Künstlern heißt es, dass sie noch nie im Schwarzwald gewesen seien - man glaubt es sofort: Denn anders als in der Operette gesungen, sind die Schwarzwälder keine Schwaben und es dürfte demnach eigentlich auch nicht Schwarzwaldmädel, sondern auf gut alemannisch »Schwarzwaldmaidli« heißen. BILD: REPRO FILMPLAKAT, ARCHIV SCHWARZWÄLDER FREILICHTMUSEUM VOGTSBAUERNHOF



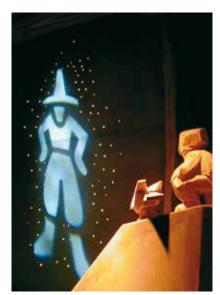


Die epochale Schwarzwaldbahn – hier bei Triberg um 1870 – gilt als Meisterstück des schon zu Lebzeiten als genial gefeierten Ingenieurs Robert Gerwig (1820–1885). Die nach seinen Plänen zwischen 1863 und 1873 erbaute Schwarzwaldbahn führt von Offenburg nach Konstanz und überwindet dabei 650 Höhenmeter.

Als technisch eigentlich nicht realisierbar galt dabei der 40 Kilometer lange Aufstieg von Hausach nach St. Georgen, den Gerwig vor allem mit der Hilfe von norditalienischen Gastarbeitern bewerkstelligte, die im Berg- und Tunnelbau unschätzbare Erfahrungen mitbrachten. BILD: STADTARCHIV SCHILTACH



KEINE HEIMAT MEHR? Geschichten von Flucht und Keinviehr





Und woher kam der erste Skifahrer, der den Schwarzwald für sich entdeckte? Aus Frankreich! Der französische Konsul Dr. Robert Pilet, der das Skifahren in Norwegen gelernt hatte, lief am 8. Februar 1891 mit Schneeschuhen auf den Feldberg. Dieses Ereignis gilt bis heute als die Geburtsstunde des Skilaufs im Schwarzwald (es war ein Fastnachtssonntag).

BILD: ALWIN TÖLLE, UM 1950, ARCHIV SCHWARZWÄLDER FREILICHTMUSEUM VOGTSBAUERNHOF

Auch das wohl berühmteste aller Schwarzwaldbücher wurde nicht von einem Schwarzwälder geschrieben. Die Märchennovelle »Das kalte Herz« geht zwar auf alte Sagen aus dem Nordschwarzwald zurück, stammt aber in seiner kunstvollen Form von Wilhelm Hauff, der 1802 in Stuttgart geboren wurde und dort auch 1827 verstarb. Die abgebildete Szene ist Teil einer begehbaren Theaterinszenierung, die im Schloss Neuenbürg zu einem Gang durch das Märchen einlädt. BILD: MUSEUM SCHLOSS NEUENBÜRG



Das geistige, gesellschaftliche und politische Leben im Schwarzwald wurde über Jahrhunderte von den zahlreichen Klöstern geprägt. Am Anfang der klösterlichen Kultur standen Wandermönche, die ab dem 6. Jahrhundert - von Irland her - in die Gegend kamen und zunächst einfache Einsiedeleien gründeten. Die Kirchen in den Schwarzwälder Klöstern gehen zum Teil auf namhafte Baumeister zurück: Der Dom zu St. Blasien wurde vom französischen Architekten Pierre Michel d'Ixnard nach dem Vorbild des Pantheons in Rom entworfen, die Klosterkirche von St. Peter nach Plänen des Vorarlberger Baumeisters Peter Thumb errichtet. Letzterer plante auch die Klosterkirche von St. Trudpert, die bekannt ist für ihre Fresken, die wiederum von den italienischen Künstlern Francesco Antonio Giorgioli, Michele Angelo de Prevosti und Carpoforo Caratti-Orsatti stammen. BILD: STADT SANKT BLASIEN



Wegweiser durch die Ausstellung: Eine Leihgabe aus der Urlaubsregion Schwarzwald. BILD: SCHWARZWÄLDER FREI-LICHTMUSEUM VOGTSBAUERNHOF, HANS-JÖRG HAAS, GUTACH



Bewegung ist das Normale. Wir Menschen sind von der Physiognomie her Fußgänger. Von unserer ersten Stunde an haben wir uns, von Afrika aus, auf den Weg gemacht. Eines der ältesten Bücher der Menschheit, die Bibel, beginnt mit einer Vertreibung. Wir waren als Opfer unterwegs und als Täter. Unsere Geschichte ist eine von Flucht und Heimkehr. Unsere Aufenthalte waren vorübergehend oder von Dauer. Unser Europa ist das Ergebnis von Wanderungen. Wir waren allein unterwegs und in Massen, millionenstark kontinental, von Osteuropa aus in die Mitte, und auch transatlantisch, von deutschen Überseehäfen aus nach Westen. Immer auf der Suche nach Heimat – was immer das jeweils hieß.

Geschichte wiederholt sich. Sie wechselt die Schauplätze, die Völker, die Waffen, die Jahreszahlen. Ihre Grundmuster behält sie bei. Im Raum zwischen Weggehen und Ankommen stellt sich für die Fliehenden die immer gleiche Frage: Keine Heimat mehr? Das Einzelschicksal geht in den Wirren von weitverzweigten Wegen meist verloren, aber die Gruppe, die auftaucht, hinterlässt ihren Eintrag in der Landschaft. Der Blick in das Fremdenzimmer Schwarzwald zeigt, dass wir das zumindest in der Vergangenheit immer schon konnten: Das Fremde in einer Art und Weise annehmen, bis es nicht mehr fremd und bedrohlich erscheint, sondern als Akzent in das Bild fließt, das wir von uns selbst haben.

DIE AUTOREN

THOMAS HAFEN, Jahrgang 1965, M. A., Studium Volkskunde, Germanistik, Erziehungswissenschaft an den Universitäten in Freiburg und Tübingen. Wissenschaftlicher Leiter des Schwarzwälder Freilichtmuseums Vogtsbauernhof. JULIA LAUER, Jahrgang 1989, M. A., Studium der Europäischen Ethnologie und Kulturwissenschaften an den Universitäten Bonn und Marburg. Wissenschaftlich-museumspädagogische Volontärin am Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof.

Auf der Reis' Die »unbekannte« Minderheit der Jenischen im Südwesten



MICHAEL HAPPE

HOHENLOHER FREILANDMUSEUM WACKERSHOFEN

Die »unbekannte« Minderhiet des)enischen im (üdwesten

● In Teilen Deutschlands – vor allem Süddeutschlands –, Österreichs, Frankreichs und der Schweiz leben Angehörige der transnationalen Minderheit der Jenischen. Ein Volk mit weit differenzierter soziolingualer und kultureller Identität, das in den seltenen Publikationen und Zeitungsberichten, die es über die Jenischen gibt, gerne als die »vergessene Minderheit« bezeichnet wird. Eine zutreffende und doch auch unzutreffende Charakterisierung, denn wenn etwas oder jemand »vergessen« werden kann, bedeutet das im Umkehrschluss, dass es irgendwann davor eine Phase der »Bekanntheit« gegeben haben muss.

as ist bei den Ienischen aber nur bedingt der Fall. Sie seien »vielleicht die unbekannteste und versteckteste Minderheit in Europa schlechthin«, trotz weit zurückreichender und weit verzweigter Wurzeln, bemerkte treffender der Schweizer Historiker und Publizist Venanz Nobel, selbst Jenischer, in seiner Festrede anlässlich der Eröffnung der Dauerausstellung »Auf der Reis' – Die ›unbekannte‹ Minderheit der Jenischen im Südwesten«



im Hohenloher Freilandmuseum in Schwäbisch Hall-Wackershofen am 21. Mai 2017.² Die Dauerausstellung entstand in den Jahren 2015 bis 2017 nach umfangreichen Recherchearbeiten und unter Beteiligung zahlreicher Gewährspersonen, darunter viele Angehörige der Minderheit. Sie ist derzeit die einzige Ausstellung zu diesem Themenkreis in deutschen Museen, von Seiten des Hohenloher Freilandmuseums besteht überdies die Absicht, künftig mit Veranstaltungen und Informationstagen die Bestrebungen der Jenischen nach Anerkennung als Minderheit zu unterstützen und deren Anliegen in die Öffentlichkeit zu tragen.

[»]Auf der Reis' – Die >unbekannte< Minderheit der Jenischen im Südwesten« im Hohenloher Freilandmuseum, 21.05.2017, unveröffentlichtes Manuskript.



^{1 »}Die Reis'« ist ein stehender Begriff jenischer ambulanter Händler

Die »unbelannte« Minderhiet des Jenischen im (üdwesten

WOHER STAMMEN DIE JENISCHEN UND WER SIND SIE?

Dazu, wer die Jenischen sind, zu ihrer Kultur und ihren Lebensbedingungen, vor allem in den zurückliegenden drei Jahrhunderten mit Schwerpunkt auf dem 20. Jahrhundert, liegt Einiges an Quellen, Zeugnissen und Informationen vor. Hier liegen auch die Schwerpunkte der Ausstellung. Schwieriger wird es, wenn die Frage nach der Herkunft der Minderheit und die nach ihrem Status gestellt werden. Zur Herkunft gibt es eine ganze Reihe von Theorien. Der wichtigste Partner des Ausstellungsprojekts im Hohenloher Freilandmuseum, Jakob Kronenwetter aus Fichtenau-Unterdeufstetten, selbst Ienischer und der Familientradition entsprechend Markthändler, beschäftigt sich seit vielen Jahren mit den Jenischen und ihrer Geschichte. In einem Vortrag brachte er die Frage nach der Herkunft der Minderheit wie folgt auf den Punkt: »Fragen Sie zehn Historiker und Sie bekommen zehn unterschiedliche Erklärungen. Fragen Sie zehn Jenische und Sie bekommen zehn weitere Erklärungen«.3 Darin steckt weit weniger Ironie, als vielleicht anzunehmen wäre.

3 Jakob Kronenwetter: Vortrag vom 14. September 2017 im DGB-Haus, Heilbronn. Auch: Romedius Mungenast: Jenische Reminiszenzen, Landeck Tirol 2001, S. 10. Vgl. auch: Elisabeth Luggauer: Die Jenische Kultur war immer auch eine Kultur des Überlebens. In: Johanna Rolshoven, Maria Maierhofer (Hg.): Das Figurativ der Vagabondage. Kulturanalysen mobiler Lebensweisen, Bielefeld 2012, S. 71–82, bes. S. 71.

Unter den vielen Theorien finden sich indes einige, die immer wieder genannt werden und die wohl auch zu den mit größerer Wahrscheinlichkeit verifizierbaren gehören. Sie sollen im Folgenden kurz aufgezeigt werden. Eine dieser Theorien besagt, dass die Jenischen keltischen Ursprungs seien⁴ und seit der Antike in Europa, insbesondere der Schweiz, lebten. Eine andere Theorie identifiziert die Jenischen als Nachkommen eines von ursprünglich drei Stämmen der vor 1000 bis 1500 Jahren aus Nordwestindien nach Europa eingewanderten »Zigeuner«. Von hellhäutigen Menschen dominiert, sei der Stamm der Jenischen zunächst nach Nordeuropa gelangt und erst von dort aus nach Mitteleuropa zugewandert.⁵ Immer wieder sind auch Theorien zu finden, nach denen sich die Jenischen aus entwurzelten und verarmten Bevölkerungsteilen im Gefolge der Religionswirren des 16. Jahrhunderts und des Dreißigjährigen Krieges zu einer in Mitteleuropa vagierenden Bevölkerungsgruppe geformt hätten. 6 Dagegen sprechen jedoch Hinweise, wonach die jenische Sprache bereits im 13. Jahrhundert gesprochen wurde

- 4 Vgl. Thomas Huonker mit Bezug auf Jaques Oehle. In: Thomas Huonker: Fahrendes Volk. Verfolgt und verfehmt, Zürich 1987, S. 16 f. Siehe auch: Jenischer Bund in Deutschland, http://jenische.info/homesite/cms/public/index.php?cmd= smarty&id=12 Ide (09.10.2017).
- 5 Venanz Nobel: Woher die Jenischen kommen, http://home.balcab.ch/venanz.nobel/ausstellung/herkunft.htm (09.10.2017). Auch: Huonker 1987 (wie Anm. 4). S. 17.
- 6 Jenischer Bund in Deutschland: Herkunft der Jenischen, http://jenische.info/homesite/cms/public/index.php?cmd=smarty&id=9 Ide (09.10.2017).

und das jenische Volk somit älter sein müsste. Der Schweizer Buchautor und Journalist Willi Wottreng, auch Geschäftsführer der in Zürich ansässigen »Radgenossenschaft der Landstraße«, einer jenischen Selbstorganisation zur Interessenvertretung der Jenischen und Sinti mit transnationalem Anspruch, bilanzierte 2010: »Die Frage nach der Entstehung der Jenischen lässt sich auf dem derzeitigen Forschungsstand nicht beantworten Es könnte Traditionslinien geben – vermittelt durch die gewerblichen Tätigkeiten –, die zurückführen zu den wandernden Gewerbetreibenden des Spätmittelalters: den Wanderärzten, Tuchhändlern, Geschirrkrämern, Zahnbrechern, den Zainenflickern, Rattenfängern, Vogelhändlern und den Spielleuten. Gar nicht erforscht, vielleicht aber kulturell noch wichtiger sind Verbindungen zu den einstigen >ehrlosen Leuten \und >ehrlosen Berufen, zu denen nebst Wasenmeister und Scharfrichter mancherorts Müller, Schäfer, Bader und Schneider gehörten.«8

Auch bezüglich des Status der Minderheit gibt es keinen Konsens, nicht in der Wissenschaft und auch nicht unter den Angehörigen selbst. Wenig gesicherten Schätzungen zufolge leben in Deutschland gegenwärtig etwa 40.000 Menschen, die sich selbst als Jenische verstehen und sich zu ihrer Zugehörigkeit zu der Minderheit bekennen. Wohl die meisten von ihnen verbinden damit einen Anspruch, demgemäß die Jenischen ein eigenes Volk mit eigener Kultur, eigenen Traditionen und eigener Sprache sind.

Die Zahl der Menschen, die zwar jenischer Abstammung sind, die für sich aber den Status der Zugehörigkeit zu einer Minderheit abgelegt haben und sich nicht als Jenische verstehen, dürfte, ebenso ungesicherten Schätzungen zufolge, etwa um den Faktor zehn größer sein. Da es nach Überzeugung des Verfassers grotesk wäre, der Mehrheitsgesellschaft bzw. deren Exponenten die Entscheidung über den Status und das Selbstverständnis einer Minderheit zu überlassen, wird hier der definitorische Ansatz, wonach die Jenischen ein Volk sind, übernommen.

JENISCHE SPRACHE

Die Jenischen sind ein Volk mit eigener Geschichte, Kultur und Lebensweise und auch mit einer eigenen Sprache. In der

- 9 So die »Radgenossenschaft der Landstraße«, www.radgenossenschaft.ch (10.10.2017), ebenso der »Jenische Bund in Deutschland und Europa e. V.«, http://jenische.info (10.10.2017). Siehe auch Romedius Mungenast: Wer sind Jenische? In: Jakob Kronenwetter: Das sind Jenische eine Minderheit erzählt, Fichtenau 2008, S. 32–33. bes. S. 32: siehe auch Wottreng 2010 (wie Anm. 8). S. 49.
- 10 Die Schätzungen beruhen auf diversen Veröffentlichungen in den Medien sowie auf einer Abstimmung innerhalb einer Gruppe von Wissenschaftlern im Umfeld des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Freiburg im Frühjahr 2017.

⁷ Thomas Huonker: Die Jenischen oder: Woher kommt eigentlich Gleichberechtigung? Vortrag Fekkerchilbi Brienz, 1. Oktober 2010, http://www.thata.net/vortragfekkerchilbibrienzloktober2010.htm [11.10.2017].

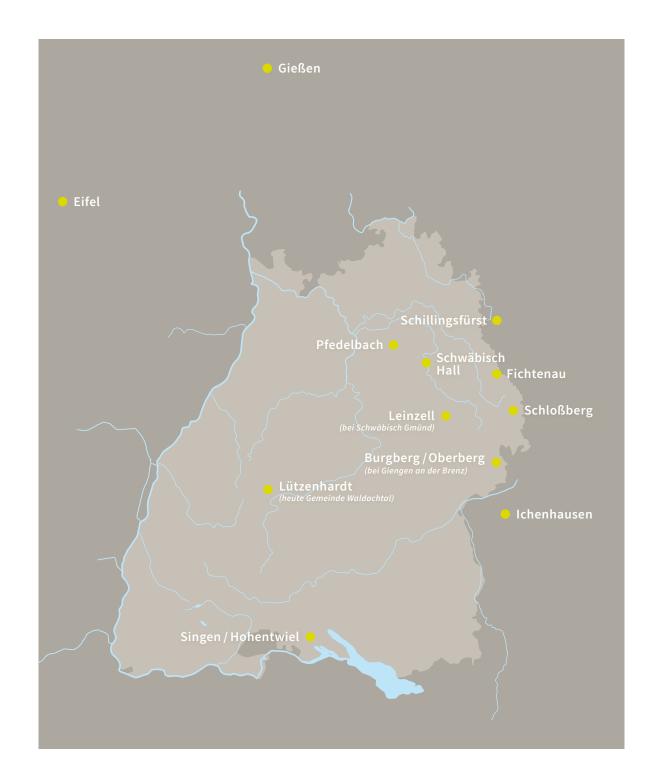
⁸ Zit. aus: Willi Wottreng: Zigeunerhäuptling. Vom Kind der Landstraße zum Sprecher der Fahrenden – Das Schicksal des Robert Huber. Zürich 2010. S. 47.

deutschen Sondersprachenforschung wird das Jenische den rotwelschen Sprachen zugeordnet. International ist Jenisch die einzige Rotwelsch-Sprache, die als eigenständige Sprache in die Listen der Sprachenforschung aufgenommen wurde. Sondersprachen übernehmen in der Regel Grammatik, Satzbau und Sprachmelodie der verwandten Sprachen. Regionale Unterschiede in der jenischen Sprache gehen auf den jeweiligen Einfluss benachbarter Sprachen und regionaler Dialekte zurück. Auch Wörter und Bedeutungseinheiten aus anderen Sprachen sind im Jenischen enthalten, vor allem aus dem Jiddischen und dem Romanes, der Sprache der Sinti und Roma. Die »eine« jenische Sprache gibt es nicht. Jenisch war und ist noch heute eine gesprochene Sprache, deren Wortschatz sich durch regionale Einflüsse, Veränderungen im täglichen Leben und die Mobilität ihrer Sprecher stetig verändert, wenn auch die Zahl der jenisch Sprechenden kontinuierlich abnimmt und die eigene Sprache auch unter denjenigen, die sich als Jenische verstehen, an Bedeutung verliert.11 Manche Linguisten leiten die Bezeichnung »jenisch« von »džin« (wissend, klug) im Romanes ab. Sie ist eine Eigenbezeichnung der Jenisch-Sprechenden, die sich damit als Angehörige einer Gruppe ausweisen, welche die Sprache im Gegensatz zu Außenstehenden versteht und spricht. Die Herausbildung

der jenischen Sprache erfolgte vermutlich im Zuge einer verstärkten Identitätsbildung der Jenischen als eigenständige Bevölkerungsgruppe ab dem Spätmittelalter. Die Schweiz hat 1997 das Jenische als territorial nicht gebundene Sprache anerkannt.¹²

DIE JENISCHEN IM DEUTSCHEN SÜDWESTEN

Doch richten wir den Blick auf die jüngere Vergangenheit und die Gegenwart, grenzen, der Konzeption der Ausstellung im Hohenloher Freilandmuseum folgend, das Betrachtungsgebiet ein wenig ein und rücken die Jenischen im deutschen Südwesten sowie ihre Lebensbedingungen in den Fokus. Lützenhardt im Schwarzwald, Leinzell bei Schwäbisch Gmünd, Bopfingen-Schloßberg, Ichenhausen bei Günzburg, Schillingsfürst bei Rothenburg ob der Tauber, Burgberg bei Giengen an der Brenz, Singen (Hohentwiel), Pfedelbach und Fichtenau in Hohenlohe-Franken bilden einen Teil einer möglichen, um Einiges längeren Übersicht von Orten mit jenischem Bevölkerungsteil ab. Hier konnten sich die ehemals nicht sesshaften Jenischen ansiedeln, in vielen Fällen erfolgte dies im 18. Jahrhundert. Die Beispiele Pfedelbachs und Fichtenaus zeigen diesbezügliche Mechanismen auf, die in gleicher oder ähnlicher Weise auch andernorts jenische Ansiedlungen begründet haben.



¹¹ Vgl. Simone Schönett: Die jenische Sprache. In: Jakob Kronenwetter: Das sind Jenische – eine Minderheit erzählt, Fichtenau 2008. S. 10-14.

¹² Umfassende Darstellung unter https://de.wikipedia.org/wiki/Jenische_Sprache (12.10.2017).

Der Ort Pfedelbach (bei Öhringen) wurde seit dem Mittelalter von der Pfedelbacher Linie der Grafen von Hohenlohe regiert. Der letzte Graf dieser protestantischen Linie, Ludwig Gottfried, hatte keine Nachkommen, als er 1728 verstarb. Bereits zu Lebzeiten hatte er testamentarisch verfügt, dass die Untertanen auch nach seinem Tod evangelisch bleiben sollten. Nach dem Tod des Grafen fiel Pfedelbach allerdings an die katholische Linie Hohenlohe-Bartenstein. Trotz der Verfügung des verstorbenen Grafen förderte Graf Ferdinand, der neue Herrscher, hier die Ausbreitung des katholischen Glaubens. Dies vor allem, indem er das Mehrheitsverhältnis unter den Konfessionen verschob. Er ließ dazu den nahegelegenen Heuberg roden und dort kleine Wohnhäuser errichten, die katholischen Neusiedlern kostenlos überlassen wurden.



Die meisten dieser neuen Untertanen waren mittellos und kamen aus unterschiedlichen Gegenden, sie waren jenische Kesselflicker, Scherenschleifer, Musikanten oder ehemalige Soldaten. Viele der Neusiedler, denen zu den Häusern kein Landbesitz gewährt wurde, zogen während der Sommermonate über das Land, um ihre Dienstleistungen oder Waren feilzubieten, sie behielten also trotz »Sesshaftigkeit« eine mobile Lebensweise bei.

Aus den heute zur Gemeinde Fichtenau gehörenden Ortschaften Unterdeufstetten, Matzenbach und Wildenstein liegen für das 17. und frühe 18. Jahrhundert Hinweise vor, wonach »arme Leuth« angesiedelt worden sind. 13 Viele dieser Siedler waren jenische Landfahrer, die Tätigkeiten wie Kesselflicken oder Scherenschleifen nachgegangen waren und ein Leben auf der Landstraße geführt hatten. Mit der Ansiedlung bekamen die neuen Dorfbewohner ein kleines Grundstück zum Hausbau zugeteilt, mussten aber weiterhin dem ambulanten Gewerbe nachgehen, da die landwirtschaftlich nutzbaren Flächen vollständig unter der ursprünglich einheimischen Bevölkerung verteilt waren. In dieser Zeit gingen viele Jenische als »Hökerhändler«¹⁴ mit Tragegestellen zu Fuß

- 13 Vgl. www.swp.de/crailsheim/lokales/landkreis_schwaebisch_hall/jakob-kronenwetter-arbeitet-an-jenischer-chronik-in-fichte nau-ist-er-zu-hause-9174220.html (10.10.2017). Siehe auch: Landtag von Baden-Württemberg (Hg.): Gedenkfeier des Landtags von Baden-Württemberg zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus in Fichtenau am 27. Januar 2014, Stuttgart 2014. Darin: Thomas Huonker: Vortrag, S. 29–37, bes. S. 32. Auch: Doris Dürr: Ostschwäbische Händlerdörfer in Geschichte und Gegenwart., Diss Tübingen 1963.
- 14 Mit Hökerhandel wird eine Form des ambulanten Handels bezeichnet, bei dem die Ware an einem bestimmten Ort für einen befristeten Zeitraum angeboten wird. http://wirtschaftslexikon. gabler.de/Definition/hoekerhandel.html (11.10.2017).

auf Wanderschaft. Sie sammelten Lumpen, verkauften selbstgefertigte Waren oder Öle oder boten Dienstleistungen an. Das Umherziehen mit Wagen war zu dieser Zeit den wenigen vermögenderen Händlern vorbehalten. Mit der zunehmenden Mobilisierung im späten 19. und 20. Jahrhundert wurde dies jedoch in vielen Fällen zur bestimmenden Lebensform.

AMBULANTER HANDEL UND TYPISCH JENISCHE BERUFE

Mit dem gleichzeitigen Nebeneinander von »Angesiedeltsein« und der Lebensgrundlage auf der Basis des ambulanten Handels bzw. Gewerbes erklärt sich der scheinbare Widerspruch zwischen der Sesshaftigkeit einerseits und dem Leben auf der Landstraße andererseits. Im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelte sich der ambulante Handel zu dem vielleicht wichtigsten Erwerbszweig der Fichtenauer Jenischen, auf die im Weiteren besonderes Augenmerk gelegt werden soll. Die ambulanten Händler aus Matzenbach, Unterdeufstetten, Wildenstein und Lautenbach reisten auf jeweils immer gleichen Routen in der Regel von Lichtmess (2. Februar) bis Martini (11. November) oder Allerheiligen (1. November) durch das Land und boten bis in die entlegensten Weiler im süddeutschen Raum und zum Teil auch darüber hinaus ihre Waren feil.

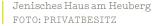
Das waren vielfach eigengefertigte Gebrauchsgegenstände wie Korbwaren oder hölzerne Küchenhelfer, häufig auch hölzerne Behältnisse, Bürsten, Besen und Pinsel in allen denkbaren Varianten. Mit der einsetzenden Industrialisierung wurden verstärkt auch fremdgefertigte Handelswaren angeboten, die ähnliche Marktsegmente abdeckten. Auch Textilien, Bett- und Tischwäsche



sowie Kurzwaren wurden verkauft, später auch Nylonstrümpfe, Schürzen, Unterwäsche, Geschirr, Emaillewaren und vieles mehr.

Ihre Reisen auf festgelegten Routen stimmten die jenischen Händler untereinander ab. Zum einen, um sich nicht gegenseitig unnötig Konkurrenz zu machen, zum anderen, und das ist das bedeutendere Motiv, um mit regelmäßigem Anfahren derselben Orte einen Kundenstamm aufbauen zu können.

15 Das Bild entstammt wie alle Bilder mit Bezug zu Fichtenauer Jenischen in diesem Aufsatz dem Privatarchiv Jakob Kronenwetter, Fichtenau. Sie sind veröffentlicht in der Publikation: Jakob Kronenwetter: Das Reisen im Blut. Über 100 Jahre Fichtenauer fahrende Leut'. Fichtenau 2005.



Die »unbekannte« Minderhiet des)enischen im (üdwesten



In Interviews mit ehemaligen Hausierhändlerinnen im Rahmen der Recherchen für die Ausstellung ist dieser Aspekt mehrfach betont worden.16

Die »Reis'«, die Handelsreise, führte die ambulanten Händler in fremde Dörfer; Dorfbewohner und jenische Händler wurden vielfach im Laufe der Zeit miteinander vertraut. Die angebotenen Waren mussten von guter Qualität sein und zu reellen Preisen verkauft werden, um so den Kundenstamm zu pfle-

16 Interview Michael Happe und Jan Hoffmann mit Lore Lenhart, 2015. Interview Jan Hoffmann und Julian Happe mit Käthe

gen. Dabei haben sich, so wird von Gewährspersonen immer wieder berichtet, auch Freundschaften zwischen Hausierhändlern und alteingesessenen Dorfbewohnern ergeben. Viele Händler hatten auf diese Weise in manchen Dörfern die Möglichkeit, den Wagen auf einem Hof abzustellen, das Pferd im Stall unterzubringen oder am Brunnen Wasser für Mensch und Tier zu zapfen. Von häufig kinderreichen jenischen Familien reisten in der Regel die Eltern sowie ein oder zwei Kinder. Die größeren Kinder blieben in der Regel im Ort, besuchten die Schule oder verdingten sich bei Bauern. Die mitreisenden Kinder wurden



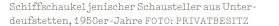
bestehendes Modell –, wobei jeweils für einige Tage die Schule des Ortes besucht wird, in dem die Familie gerade Station macht. Die Schwester einer ehemaligen Wanderschülerin berichtete, auf diese Weise habe sie später im nahezu

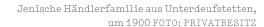
pflegen können. 17 Neben dem Hausierhandel war und ist bis heute der Markthandel für viele Jenische von großer Bedeutung und vielfach die Lebensgrundlage.

17 Interview Michael Happe und Jan Hoffmann mit Lore Lenhart, 2015.



Jenische Familie aus Matzenbach, um 1920 FOTO: PRIVATBESITZ







Archivalien und frühe Fotografien belegen dies bis weit ins 19. Jahrhundert zurück. Dabei spielte der Handel mit Geschirr, Keramikund Emaillegeschirr eine besondere Rolle, wie zum Teil sehr alte Fotografien belegen. Für Märkte, die zugleich Volksfestcharakter hatten, boten Schausteller Vergnügungen wie Karussells, Schiffschaukeln, Los- und Schießbuden an. Bis heute sind viele Ienische als Markthändler, Schausteller oder Altmetallhändler tätig, wogegen der Hausierhandel seine Bedeutung weitestgehend verloren hat. Bei der bereits lange vor dem Zweiten Weltkrieg einsetzenden Motorisierung unter den wohlhabenderen jenischen Händlern in Fichtenau sind zwei Aspekte bemerkenswert: Zum einen ist der Anteil der Jenischen unter den frühen Automobilbesitzern sehr hoch. Zum anderen sind unter ihnen sehr viele Frauen. Die überlieferten Fotografien und auch die erhaltenen Dokumente wie Führerscheine und Reisegewerbelizenzen belegen dies eindeutig. Das Phänomen



der eigenständigen jenischen Händlerin erscheint als nahezu selbstverständlich in einer Zeit, in der die Mehrheitsgesellschaft noch streng patriarchalisch hierarchisiert war.

DISKRIMINIERUNGEN UND VERFOLGUNGEN

In der Vergangenheit kam es immer wieder auch zu den verschiedensten Formen der Diskriminierung von Jenischen durch Angehörige der Mehrheitsbevölkerung. Als »Umherziehende« und Menschen mit anderer Lebensweise standen sie vielfach unter obrigkeitlichem und mehrheitsgesellschaftlichem Generalverdacht. Vielerorts war es »Zigeunern« verboten zu lagern, viele Orte

18 Vgl. Venanz Nobel: Das persönliche Erinnern und die öffentliche Wahrnehmung an der deutsch-schweizerischen Grenze. Vortrag gehalten am III. Internationalen Antiziganismus Kongress, Hamburg, 02.12.2006, http://home.balcab.ch/venanz.nobel/qwant/ referatEZAF061201.html (10.10.2017). Siehe auch: Mungenast 2008 (wie Anm. 9), S. 32 f. Siehe ebenso: Huonker 2014 (wie Anm. 13), S. 30 ff. durften sie gar nicht erst betreten, Verstöße wurden mit drakonischen Strafen geahndet. Davon betroffen waren häufig auch andere nichtsesshafte Bevölkerungsgruppen wie die Jenischen.

Dabei spielten die seit dem ausgehenden Mittelalter verbreiteten Schriften, mit denen die Angehörigen nichtsesshafter Bevölkerungsgruppen kollektiv als Diebe, Betrüger und Räuber stigmatisiert wurden, eine große Rolle. 19 Vorurteile manifestierten sich und gingen durch das ständige Wiederholen von Klischees und Stereotypen, die irgendwann ohnehin seit Generationen bekannt waren, in den allgemeinen »Wissensschatz« und das Bewusstsein der Mehrheitsbevölkerung und vor allem der Obrigkeit über. Mit dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft nahm diese Form der Bedrohung und Verfolgung aber eine andere Dimension an. 20 Gleich zu Beginn des NS-Staates wurden die Bestimmungen zum Erwerb der benötigten Legitimationskarte für den ambulanten Handel drastisch verschärft, wodurch die Existenzgrundlage mancher Familien in Gefahr geriet. Dennoch hat es auch unter Jenischen überzeugte Nationalsozialisten gegeben.²¹

- 19 Gewissermaßen als Auftakt dieser über Jahrhunderte immer wieder in unterschiedlicher Form herausgekommenen Hetzschriften kann das anonym verfasste »Liber vagatorum« gelten, das erstmals 1510 in Pforzheim erschienen und in der Folgezeit immer wieder neu aufgelegt worden ist. Ebenfalls große Verbreitung erfuhr das Werk »Abriß des Jauner und Bettelwesens in Schwaben nach Akten und anderen sicheren Quellen«, Stuttgart 1793.
- 20 Vgl. Huonker 2014 [wie Anm. 13], S. 32 ff. sowie Nobel 2006 [wie Anm. 18].
- 21 Vgl. Kronenwetter 2017 (wie Anm. 3).

Die Diskriminierungen erhielten eine neue Dynamik, nachdem 1937 der Leiter der »Rassenhygienischen Forschungsstelle«, Dr. Robert Ritter, vom Reichsgesundheitsamt mit der Erforschung der »süddeutschen Landfahrersippen« beauftragt wurde. Ziel war es, die »nach Zigeunerart umherziehenden« Jenischen auf deren »rassische (Minder-)Wertigkeit« zu untersuchen. Bis zum Ende des Krieges fand zwar keine systematische Verfolgung der Ienischen statt, dennoch wurden viele Jenische Opfer des Regimes, weil ihre Lebensweise nicht in die herrschende Ideologie passte. Allein aus den Dörfern Fichtenaus sind sechs Menschen in Konzentrationslagern ermordet worden,²² es sind außerdem sieben Fälle von Zwangssterilisationen dokumentiert,23 die Dunkelziffer ist wohl bedeutend höher.

SCHREIBTISCHTÄTER MIT FURCHTBAREM WIRKEN

Der erwähnte Robert Ritter (1901–1951) gilt als einer der einflussreichsten »Rassentheoretiker« der nationalsozialistischen

- 22 Die ermordeten Fichtenauer KZ-Opfer werden in der Ausstellung mit einer Gedenktafel namentlich genannt. Sie sind vom Fichtenauer Chronisten Jakob Kronenwetter vor einigen Jahren in verschiedenen Archiven recherchiert worden. Im Vorfeld des Ausstellungsprojekts sind alle Namen und Daten Mitarbeitern des Hohenloher Freilandmuseums von den jeweiligen KZ-Gedenkstätten bestätigt worden.
- 23 Umfangreiche Dokumente finden sich dazu im Gemeindearchiv Fichtenau im Bestand A69 (Unterdeufstetten).





Ideologie. Er arbeitete ab 1934 als Oberarzt der Tübinger Universitätsnervenklinik und war Leiter der dortigen Kinderabteilung. Als Sachverständiger und Gutachter war er für Zwangssterilisationen von Kindern und Jugendlichen verantwortlich. Nachdem er zum Leiter der »Rassenhygienischen Forschungsstelle« im Reichsgesundheitsamt aufgestiegen war, schufen er und seine Stellvertreterin und Mitarbeiterin Eva Justin pseudowissenschaftliche Begründungen

für die Sterilisationen und Ermordungen der Sinti und Roma, aber auch anderer Minderheiten. Es wurde ein Apparat zur lückenlosen Erfassung der »Zigeuner« aufgebaut, der die strukturelle Grundlage des »Porajmos« bildete, des Völkermords an den Sinti und Roma mit schätzungsweise bis zu 500.000 Toten.²⁴ Der »Runderlass zur

Bekämpfung der Zigeunerplage« von 1938²⁵ geht mit der Unterteilung der Betroffenen in »Zigeuner«, »Zigeunermischling« und »zigeunerartig Umherziehende« maßgeblich auf Ritter zurück. Jenische Landfahrer sollten demnach wie »Asoziale« und Kriminelle behandelt werden. Ritter nahm auch die Jenischen direkt ins Visier. In seinem Aufsatz »Zigeuner und Landfahrer« von 1938 schrieb er: »Ein Nachwuchs an verwahrlosten jenischen Landfahrern ist vom Standpunkt der Erb- und Rassenpflege nicht erwünscht (...) In denjenigen Fällen, in denen sich nachweisen lässt, dass alle ihre Vorfahren dem jenischen Schlage angehörten, lässt sich voraussagen, dass sie in ihrer Art unverbesserlich sind. (...) Diese Familien wären am besten, nachdem sie in Wanderhöfen²⁶ gesammelt und gesichtet wurden, von der Polizei in geschlossenen Kolonien unterzubringen. Ein familiäres Zusammenleben wäre dort nur nach vorangegangener Sterilisation der noch Fortpflanzungsfähigen zu gestatten«.27 Hier wird

- 25 Vgl. Bundeszentrale für politische Bildung: NS-Verfolgung von »Zigeunern« und »Wiedergutmachung« nach 1945, www.bpb.de/ apuz/33275/ns-verfolgung-von-zigeunern-und-wiedergutmachung-nach-1945?p=all (12.10.2017).
- 26 Geschlossene Einrichtungen mit Arbeitszwang, in Trägerschaft des »Bayerischen Landesverbandes für Wanderdienst«, in die Nichtsesshafte eingeliefert werden konnten. Vgl. Institut für Zeitgeschichte München –Berlin – Archiv – Findmittel online, Bestand ED 728. www.ifz-muenchen.de/archiv/ed 0728.pdf (12.10.2017).
- 27 Zit. aus: Robert Ritter: Zigeuner und Landfahrer. In: Der nichtseßhafte Mensch. Ein Betrag zur Neugestaltung der Raum- und Menschenordnung im Großdeutschen Reich. In Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Staatsministerium des Inneren, hg. vom Bayerischen Landesverband für Wanderdienst, München 1938, S. 71-88, hier S. 85.

deutlich, dass die Jenischen im Fadenkreuz der NS-Vernichtungsmaschinerie standen. Vermutlich haben den Tätern schlicht die logistischen Kapazitäten gefehlt, um zeitgleich zur Ermordung von Millionen von Juden, Hunderttausenden Sinti und Roma und anderen Verfolgten eine weitere Opfergruppe zu verfolgen und zu vernichten.

Die Verbrechen im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen »Rassenhygiene« lassen sich natürlich nicht auf Einzeltäter zurückführen. Sie konnten in ihrem Ausmaß nur durch ein System aus Wissenschaftlern und Ärzten geschehen, das von »wissenschaftlichen Instituten«über Tötungseinrichtungen für Menschen mit Behinderung bis zu Konzentrations- und Vernichtungslagern, in denen Millionen von Menschen ermordet wurden, reichte. Robert Ritter wurde nach dem Ende der NS-Diktatur Obermedizinalrat in Frankfurt am Main. Justin, die persönlich für vielfache Misshandlungen und Morde an Kindern verantwortlich war, arbeitete als Kinderpsychologin und begutachtete für die Stadt Frankfurt erneut »Zigeuner«. Beide wurden nie für ihre Verbrechen in der NS-Zeit belangt.²⁸

²⁴ Schätzung des Dokumentations- und Kulturzentrums der Sinti und Roma in Deutschland, www.sintiundroma.de/sinti-roma/ ns-voelkermord.html (12.10.2017).

²⁸ Ausführliche und materialreich belegte Darstellung unter http://lallarutschawo.npage.de/rassebiologen.html (12.10.2017).

Die »unbelannte« Minderhiet des Jenischen im (üdwesten

LEBENSBEDINGUNGEN DER JENISCHEN IN DER NACHKRIEGSZEIT

Einige NS-Opfer bzw. deren Angehörige versuchten nach 1945 vergeblich Schadensersatz für das ihnen zugefügte Leid zu erhalten.²⁹ Viele haben es gar nicht erst versucht, wussten sie doch, dass in vielen Fällen Sachbearbeiter und Juristen in den NS-Machtapparat verstrickt gewesen waren.³⁰ Bis heute sind die Jenischen nicht als NS-Opfergruppe anerkannt.

Auch für die Fichtenauer Ienischen war die Situation nach dem Krieg zunächst sehr schwierig, da die Haupterwerbszweige während des Krieges zusammengebrochen bzw. behördlicherseits unterbunden worden waren. Viele Geschäftspartner der Händler waren vor 1933 Juden gewesen, die fast ausnahmslos der NS-Mordmaschinerie zum Opfer gefallen waren. Viele jenische Männer waren auch zum Kriegsdienst gezwungen worden, manche waren gefallen, andere befanden sich in Kriegsgefangenschaft. Dennoch nahmen viele das ambulante Gewerbe nach und nach wieder auf. Vor allem die Textilhändler machten in der Nachkriegszeit gute Geschäfte, denn ihre Waren wurden,

29 Wie Anm. 23.

30 Vgl. Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (Hg.): Die Akte Rosenburg – Das Bundesministerium der Justiz und die NS-Zeit, www.bmjv.de/DE/Ministerium/GeschichteBM-JV/Rosenburg/Rosenburg node.html (12.10.2017). wie vieles andere mehr, von der Bevölkerung dringend benötigt. Die drei »klassischen« jenischen Erwerbszweige, der Hausier- und Markthandel, das Schaustellerwesen und der Altmetall- und Schrotthandel, erholten sich im Gefolge der »Wirtschaftswunderjahre«. In dieser Zeit begann auch der Aufstieg einiger Fichtenauer Händler. Manche konnten



sich ab den 1950er-Jahren große, ansehnliche Anwesen leisten. Viele gingen auch wieder auf die Reis' – die Handelsreise. Allerdings traten schon bald Traktoren an die Stelle der Pferde und zogen von nun an die Wagen. Mit der zunehmenden Motorisierung war es aber auch für viele nicht mehr notwendig, den ganzen Sommer über das Land zu ziehen. Die ambulanten Händler oder Schausteller fuhren seit diesem Zeitraum die Handelsrouten oder Märkte von Fichtenau aus tageweise an. Vielfach wurden und werden bis heute für die Dauer der Märkte Wohnwagen genutzt.

Aber auch die alten Vorurteile tauchten wieder auf. Eine Zeitzeugin erinnert sich, dass ihre Mutter während der Reis' die



beiden mitreisenden Kinder immer wieder gebetsmühlenartig belehrt hat, dass es die wichtigste Arbeit des Tages sei, unmittelbar und sofort nach dem Beenden der Hausiergänge das Einnahmenbuch, in das jedes verkaufte Objekt eingetragen werden musste, auf den neuesten Stand zu bringen. Begründet habe die Mutter dies wie folgt: Wenn die Familie irgendwo am Straßenrand, auf einem Platz oder an einem Ortsrand mit dem Reisewagen Station machen würde und eine Polizeistreife zufällig vorbeikäme, würden sie mit absoluter Sicherheit kontrolliert. Und zwar in jeder denkbaren Hinsicht. Eine

der dabei ganz sicher erfolgenden Kontrollen sei die des Einnahmenbuches. Und wenn darin auch nur ein einziger verkaufter Hosenknopf fehlen würde, bekäme man den größten denkbaren Ärger. ³¹ Der obrigkeitliche Generalverdacht konnte sich also über den Nationalsozialismus hinaus erhalten, gegen Jenische und gegen die wenigen den Völkermord überlebenden Sinti und Roma sowieso. ³²

³¹ Interview Michael Happe und Jan Hoffmann mit Lore Lenhart, 2015

³² Beispielhaft sei hier auf den Kampf des Vorsitzenden des Zentralrats der Sinti und Roma, Romani Rose, und seiner Angehörigen gegen die in den 1950er-Jahren in der NS-Kontinuität stehende Justiz verwiesen. Zusammenfassende Darstellung unter www.taz. de/!5425093/ (12.10.2017).



»In den letzten Jahrzehnten hat sich immer mehr der Ausdruck >soziale Randgruppe(in den Wortschatz derer, die über uns berichten, eingeschlichen. Im Unterton schwingt dabei in meinen Ohren immer mit, dass wir doch eigentlich dankbar sein müssten, dass der Sprecher den Buchstaben Agestrichen habe. Denn vor allzu kurzer Zeit schimpfte man die Jenischen schlicht >Asoziale<.«33

33 Nobel 2017 (wie Anm. 2).

DAS ENDE EINER LANGEN TRADITION

Mit den teils gravierenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen seit den 1970er-Jahren endeten für viele Jenische auch weit zurückreichende Traditionen. So ging die letzte jenische Händlerfamilie aus den Fichtenauer Dörfern 1972 auf die klassische Reis'. Der pferde- und später traktorengezogene Reisewagen, ein symbolhaft die traditionelle Lebensweise der Jenischen verkörperndes Gefährt, ist aus den Ortsbildern verschwunden. In den Zeiten individueller Mobilität und des Internethandels erfüllen Firmen wie »Amazon« und andere heute eine ähnliche Funktion wie früher die jenischen Hausierhändler und versorgen die Teile der Bevölkerung, die nicht zu Geschäften und Märkten gehen können oder wollen, mit Waren, die direkt nach Hause geliefert werden. Mit einem Unterschied: Sie bringen keine Neuigkeiten aus fernen Orten und Gegenden mehr mit, sie haben keine Scherze auf Lager und niemand freut sich, wenn nach einer gewissen Zeit jemand wieder einmal vor der Haustür steht und sagt: »Grüß Gott miteinander, da bin ich wieder, wie geht's Euch? Was braucht Ihr denn?«

Damit die besondere Lebensweise derjenischen Händler, aber auch die anderen skizzierten Aspekte der Geschichte, Kultur und Identität »der ›unbekannten ‹ Minderheit der Jenischen im Südwesten « nicht vergessen wird, ist die Ausstellung im Hohenloher Freilandmuseum in Schwäbisch Hall-Wackershofen errichtet worden. Sie soll für die Jenischen ein Ort der eigenen Geschichte sein, aber auch einer der gelebten Gegenwartskultur für alle. So, wie die Jenischen seit Jahrhunderten zur Bevölkerung in der Region dazugehören, gehören sie nun zum Themenspektrum im Hohenloher Freilandmuseum.

DER AUTOR

MICHAEL HAPPE, Jahrgang 1961, M. A., Studium der Europäischen Ethnologie und Kulturforschung sowie Politikwissenschaft in Marburg, Leiter des Hohenloher Freilandmuseums in Schwäbisch Hall-Wackershofen.

Zwischen alter und neuer Heimat

»Das mit dem Angenommen-Sein ist schwierig.« Zwischen alter und neuer Heimat



ALMUT GRÜNER FREILICHTMUSEUM NEUHAUSEN OB ECK

Die Ausstellung »Angekommen. Angenommen? Heimatvertriebene zwischen Hier und Dort« im Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck ist eine Ausstellung fast ohne Objekte, aber reich an persönlichen Erinnerungen. Sie erzählt die Geschichte vom Aufeinandertreffen derjenigen, die nach 1945 am wenigsten hatten, mit denjenigen, die am wenigsten verloren hatten: davon, wie Millionen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen aus deutschen Ostgebieten in Westdeutschland ankamen und wie sie von den Einheimischen aufgenommen wurden. Wer sein Leben retten will, trägt kein großes Gepäck mit sich. Wer monate- oder jahrelang unterwegs ist, ohne eine Bleibe zu finden, kommt mit noch weniger an als dem Wenigen, mit dem er losgezogen ist. So besteht der Reichtum der Ausstellung in erster Linie in den bewegenden Erzählungen der Zeitzeugen und dann erst aus den wenigen Erinnerungsstücken und Fotografien, die sie über die Zeit gerettet haben.

us den Berichten der Zeitzeugen entsteht ein facettenreiches Bild, nicht nur von den Erlebnissen auf der Flucht, sondern auch davon, wie die Einheimischen in der neuen Heimat den Flüchtlingen begegnet sind. Dieses Bild widerspricht sehr deutlich der Vorstellung, dass die Aufnahme und Integration der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen im Nachkriegsdeutschland die klare Erfolgsgeschichte ist, als die sie in der Öffentlichkeit lange beschrieben wurde. Das Ankommen der Heimatvertriebenen im Westen war eine Kollision von kulturellen Unterschieden, ein Aufeinandertreffen von Menschen, die den Krieg und die

Zeit unmittelbar danach sehr unterschiedlich erlebt hatten. Die dominante Kultur war dabei die hiesige, die der Einheimischen, die das Glück hatten, in den Kriegswirren ihre Heimat und ihren Besitz nicht zu verlieren. Die Minderheit der »Anderen« bestand aus denjenigen, die sich zwischen Vorurteilen, psychischem Trauma, zwischen Heimatverlust und Ausgrenzung ein neues Leben aufbauen mussten. Heute, über 70 Jahre nach Kriegsende, fühlen sich die meisten Heimatvertriebenen längst in die hiesige Kultur integriert. Die Anfänge aber, in denen sie als »die Anderen« in unserer Region Ausgrenzung und Diskriminierung erfuhren, haben sie nicht vergessen.

Zwischen alter und neuer Keimat

»DAS GANZE DORF WURDE GERÄUMT« –

URSACHEN UND AUSLÖSER DER VERTREIBUNGEN

Schon vor der Kapitulation Deutschlands und dem Kriegsende 1945 waren Deutsche unfreiwillig und fern ihrer Heimat unterwegs, als Kriegsgefangene, als Zwangsarbeiter, als Soldaten oder Evakuierte aus Kriegsgebieten. Ab 1945 begann jedoch eine bis dahin nicht dagewesene Verschiebung von Angehörigen deutscher Minderheiten aus deutschen Ostgebieten zurück in ihr »Heimatland«. Man geht davon aus, dass aus Ostpreußen, aus dem Sudetenland, aus Schlesien und Oberschlesien, Pommern, Bessarabien, Ungarn und Rumänien über 12 Millionen Deutsche durch Flucht und Vertreibung nach Westdeutschland kamen.¹ Die Anteile der jeweiligen Regionen an der Gesamtzahl der Vertriebenen zeigt die Übersichtskarte.

Teilweise hatten die Deutschen dort seit mehreren Jahrhunderten gelebt; ihre Geschichte war Teil der deutschen und europäischen Geschichte. Durch die Vertreibungen sind uns heute Regionen wie Bessarabien oder Pommern und die damit verbundenen Kulturen und Sprachen kaum noch als gemeinsames Erbe bewusst.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs gab es zwei Hauptursachen dafür, dass die Deutschen in den Ostgebieten nicht mehr bleiben konnten. Zum einen war dies der Vormarsch der Roten Armee von Russland her in Richtung Westen. Den sowjetischen Soldaten ging der Ruf voraus, besonders grausam mit der zivilen Bevölkerung umzugehen. Wer konnte, brachte sich vor ihnen durch Flucht in Sicherheit. Die Angst vor der Roten Armee konnte soweit gehen, dass Eltern lieber sich und ihre Kinder umbrachten, als in die Hände der Soldaten zu fallen.² Die zweite Hauptursache waren zunächst willkürliche, später organisierte Vertreibungen durch die jeweiligen Regierungen und Verwaltungen. Ihre Legitimation bekamen die Vertreibungen mit den Beschlüssen der Siegermächte USA, Großbritannien und Sowjetunion auf der Potsdamer Konferenz. Sie betrachteten die Neuordnung der europäischen Staaten als Notwendigkeit, um den Frieden langfristig zu sichern. Grenzverläufe wurden neu definiert – und die Vertreibung von Minderheiten aus den europäischen Nationalstaaten beschlossen. Die Rückführung der deutschen Minderheiten aus den Ostgebieten zurück nach (West-)Deutschland sollte langfristig den Frieden Europas sichern. Das war die politische Rechtfertigung der Siegermächte für die Vertreibungen.

In der Auslegung der Regierungen von Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien waren die Vertreibungen aber auch ein Mittel, um sich an den Deutschen für die deutschen Kriegsverbrechen zu



rächen. Eine Zeitzeugin erinnert sich: »Für uns Deutsche haben sie Schwaben gesagt, aber das war ein Schimpfwort. Da haben sie gesagt, ihr Schwaben müsst nach Berlin. Polen muss sauber sein wie ein Glas Wasser. «³ Deutschland hatte den Krieg 1939 mit dem Angriff auf Polen begonnen und während der Kriegsjahre in einer beispiellosen Eskalation von Unmenschlichkeit und Gewalt Millionen

von Menschen vertrieben, zu Zwangsarbeit verurteilt und ermordet. Dafür wurden nach der Niederlage des sogenannten Dritten Reichs die deutschen Minderheiten mitverantwortlich gemacht. Der tschechoslowakische Staatspräsident Dr. Edvard Beneš richtete sich im Mai 1945 in Brno/ Brünn mit folgenden Worten an seine Landsleute: »Wir werden Ordnung machen unter uns, insbesondere auch hier in der Stadt Brünn mit den Deutschen und allen anderen. Mein Programm ist – ich verhehle es nicht –, dass wir die deutsche Frage in der Republik liquidieren müssen. Bei dieser

Arbeit werden wir alle eure Kräfte brauchen.
[...] Diese Nation [gemeint sind die Deutschen] hörte in diesem Krieg auf, überhaupt menschlich zu sein, hörte auf, etwas für Menschen Ertragbares zu sein, und erscheint uns nur noch als ein einziges menschliches Ungeheuer. Diese Nation muss für das alles eine schwere und strenge Strafe treffen.«

¹ Statistische Analysen in: Statistisches Landesamt Baden-Württemberg (Hg.): Vertriebene in Baden-Württemberg, Stuttgart 2004, S. 12.

² Vgl. Andreas Kossert: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, München 2008, S. 36.

³ Irmgard Bock: Zeitzeugen-Interview, Rosenfeld (25.02.2017).

⁴ Deutsche Übersetzung in: Der »Brünner Todesmarsch« 1945. Die Vertreibung und Mißhandlung der Deutschen aus Brünn. Eine Dokumentation. Schwäbisch Gmünd 1998. S. 35 f.

Zwischen alter und neuer Keimat

»DAS SIND BILDER, DIE ICH AUCH NIE VERGESS« -

PRÄGENDE ERFAHRUNGEN

Für Zeitzeugen, die als Kinder und Jugendliche ihre Heimat verlassen mussten, spielten die Ursachen ihrer Vertreibung eine untergeordnete Rolle. Ob politisch motiviert oder überlebensnotwendig, die Folgen der Flucht sind es, welche die Betroffenen bis heute beschäftigen und die beim Ankommen ihr Anderssein definierten. Alle verloren ihre Heimat, ihren Besitz, teilweise auch ihre Familien. Alle legten Hunderte von Kilometern zurück auf dem Weg zu einem ungewissen Ziel in den westdeutschen Besatzungszonen. Die meisten von ihnen wussten nicht, wie lange sie unterwegs sein oder ob sie jemals in die alte Heimat zurückkehren würden. Immer wieder berichten die Zeitzeugen, dass sie anfangs dachten, sie würden lediglich zu Verwandten oder in die Ferien fahren. Auch Lucia Frey verstand den Ernst der Lage zunächst nicht: »Meine Mutter wollte nicht flüchten, die hat auch geweint und ich habe gesungen. Ich hab es nicht begriffen.«⁵ Sehr eindrücklich schildern die Zeitzeugen, wie sie durch Flucht oder Vertreibung aus der Kindheit herausgerissen und mit Erlebnissen konfrontiert wurden, die sie bis heute nicht vergessen können: extreme Kälte, Hunger, Tod, Vergewaltigung, Flugzeugangriffe, Verlust von

Hab und Gut und nicht selten auch der Tod von Geschwistern oder Eltern. Je älter sie bei der Flucht waren, desto klarer erinnern sie sich an diese traumatische Erfahrung.

Aus den Erinnerungen der Zeitzeugen heraus werden Flucht und Vertreibung zu einer Erzählung über zunehmenden Verlust, der mit der Entscheidung begann, was mitgenommen werden konnte. Einige konnten nur das Allernotwendigste mitnehmen und packten selbst genähte Rucksäcke, trugen Kleidung in mehreren Schichten auf dem Leib, um Platz im Handkoffer zu sparen, und nähten Wertgegenstände in die Kleidung ein. Vertriebene, die mit dem Zug nach Westen transportiert wurden, bekamen mitgeteilt, wie viel Gepäck und Geld sie mitnehmen durften.

Wer sein Hab und Gut auf einen Pferdewagen packen konnte, lud auch Möbelstücke auf. Doch in den Wirren der Flucht ging vieles verloren, wurde gestohlen oder musste am Bahnhof oder Hafen zurückbleiben. Winfried Bressem, der mit seiner Familie über das zugefrorene Haff geflohen war, sieht noch 70 Jahre später vor sich, was sich am Ostseehafen in Danzig angesammelt hatte: »Jeder musste alles stehen lassen und dann durften immer zwei oder drei Familien einen Wagen oder das, was man tragen konnte, aufs Schiff [...]. Pferde, Kühe, Ziegen, also man hatte angebunden am Wagen, was laufen konnte. Das musste man alles stehen und liegen lassen. Da stand Vermögen noch und nöcher. «6

Immer wieder sprechen die Zeitzeugen auch darüber, wie sie Familienangehörige durch die Flucht verloren. Rotraud Binder musste als 18-Jährige kurz vor dem Aufbruch ihre Mutter im Garten beerdigen, die aufgrund der schlechten medizinischen Versorgung an Gelbsucht gestorben war. Das einzige, was ihr als Erinnerung an die Mutter blieb, sind wenige Stücke Silberbesteck mit deren Initialien.



Frau Binder war unter den ersten Vertriebenen, die 1945 nach Tuttlingen kamen, noch bevor die französische Besatzungsmacht offiziell Vertriebene aufnahm. Auch

sie hatte mit Vater und Schwester Ostpreußen verlassen müssen, nachdem zunächst sowjetische, dann polnische Truppen ihr Dorf übernommen hatten. Renate Stickel erlebte als Kind den Eisenbahntransport im Winter: »Man hatte gar keine Zeit gehabt, die [toten] Babys zu beerdigen. Abends sind die [Soldaten] durch den Zug gelaufen und haben die eingesammelt.«

Aus den Berichten der Zeitzeugen wird deutlich, wie einschneidend die Flucht oder Vertreibung für jeden Einzelnen war. Die Bilder der furchtbaren Erlebnisse unterwegs mussten noch frisch in ihrer Erinnerung gewesen sein, als sie nach Monaten oder sogar Jahren endlich an einem Ziel im heutigen Baden-Württemberg ankamen: »Heute würde ich sagen, ich war traumatisiert. «8

»DIE WAREN AUCH NICHT SEHR ENT-ZÜCKT VON UNS« -

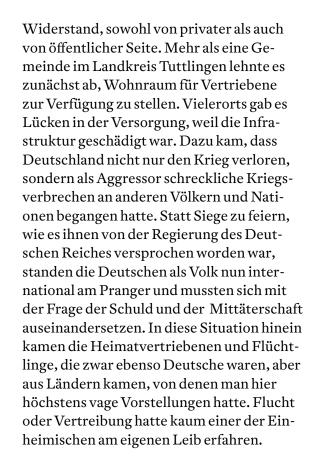
UNFREIWILLIGKEIT AUF BEIDEN SEITEN

Keine der beiden Seiten hatte sich ihr Schicksal ausgesucht. Ob geflüchtet oder vertrieben, die Neuankömmlinge hatten ihre Heimat nicht aus freien Stücken verlassen. Die Einheimischen ihrerseits wurden nun gezwungen, die vielen Flüchtlinge aufzunehmen. Dagegen gab es beachtlichen

⁷ Renate Stickel: Zeitzeugen-Interview, Rosenfeld (25.02.2017).

⁸ L. Frey: Zeitzeugen-Interview (13.02.2017).





»DU HAST DOCH ERLEBT ALS DIE« -UNGLEICHE LEBENSLÄUFE

Vor dem Hintergrund der traumatischen Erfahrungen trafen die Neuankömmlinge das Misstrauen und die Ablehnung der Einheimischen umso heftiger. Hatte man

sie in der alten Heimat pauschal für die

»Uns haben sie angespuckt. Das weiß ich noch. Also, wir waren der letzte Dreck.« F.H.

Gräueltaten des Dritten Reiches verantwortlich gemacht, ging man in der neuen Heimat davon aus, dass sie ihre Vertreibung selbst zu verantworten hätten. Für das, was den Neuankömmlingen auf ihrem Weg in den Westen passiert war, brachten viele Bewohner der Besatzungszonen weder Interesse noch Mitgefühl auf. 10 Oft überwogen Misstrauen und Vorurteile in der Begegnung mit diesen Anderen, die man nicht gerufen hatte und mit denen man nun das wenige, was man hatte, teilen sollte. Ob in der Schule oder in der Dorfgemeinde, Ablehnung und Misstrauen den Flüchtlingen gegenüber hielten sich bis lange nach Ende des Krieges.

Das Anderssein der Vertriebenen definierte sich iedoch nicht allein aus der Fluchterfahrung, sondern zunächst einmal durch Äußerlichkeiten wie Kleidung oder kulturelle Unterschiede wie Sprache oder Konfession. Wer sein ganzes Hab und Gut bei sich trug, war in den Augen der Einheimischen minderwertig und wurde als »Zigeuner« oder »Rucksackdeutscher«

- 9 »Viele haben uns dann wirklich die Türe vor der Nase zugeschlagen. Macht dass Ihr fortkommt, ihr seid doch schuld am Krieg. « Susanne Rother: Zeitzeugen-Interview, Rottweil [08.03.2017].
- 10 »Unsere ganze Kindheit hat man nie danach gefragt und unsere Eltern, die haben über das nicht gesprochen, Ich glaube, sie konnten nicht oder wollten nicht. Da hat man das so einfach verdrängt.« W. Bressem: Zeitzeugen-Interview (16.03.2017).





Deutscher Flüchtlingstreck über das Eis bei Pillau in Ostpreußen, im Dezember 1944 BILD: BUNDESARCHIV, BILD 193-R77440/FOTO-GRAF: O. ANG.

Flüchtlingstreck und Wehrmachtssoldaten im Raum Braunsberg, Ostpreu-Gebieten im Osten ßen, 1945 BILD: BUNDESARCHIV, BILD 146-1976-072-09/ FOTOGRAF: O. ANG.

Flüchtlingstransport aus den umkämpften Deutschlands, 1945 BILD: BUNDESARCHIV, BILD 183-R77448/FOTO-GRAF: O. ANG.

Flüchtlinge aus dem Sudetenland BILD: BUNDESARCHIV, BILD 146-1976-117-10/FOTOGRAF: O.ANG.



Zwischen alter und neuer Heimat

bezeichnet. »Die Blicke und diese Verachtung, wo halt aus den Blicken sprach. Wir haben natürlich auch ausgesehen wie die Zigeuner, mir fällt kein anderes Wort ein. Wenn man so lange auf der Landstraße war und nie richtig baden konnte, obwohl man jede Gelegenheit genutzt hatte, um sich mal ordentlich zu waschen.«¹¹ Tatsächlich aber kam eine Reihe von Vertriebenen aus wohlhabenden Verhältnissen, auch wenn man es ihnen bei der Ankunft nicht ansah. Nicht selten waren sie über die einfachen Verhältnisse der neuen Heimat entsetzt. Die Vertriebenen kamen ia nicht in eine Region des Wohlstands, wie wir sie heute kennen. Auch wenn die Versorgung mit Lebensmitteln auf dem Land nicht so prekär war wie in den Städten, herrschten bis in die 1950er-Jahre ärmliche Verhältnisse.

»MIR HAT MAN DAS FLÜCHTLINGSMÄDCHEN VON WEITEM ANGESEHEN« –

UNGLEICHEVORAUSSETZUNGEN

11 S. Rother: Zeitzeugen-Interview (08.03.2017).

Dagegen kamen Heimatvertriebene und Flüchtlinge teils von großen Landgütern, aus gesicherten städtischen Verhältnissen oder hatten in der alten Heimat eigene Betriebe aufgebaut. Davon wusste die ansässige Bevölkerung jedoch nichts. Man beurteilte das, was man sah: Menschen in Kleidung, die man nicht gewohnt war, mit einer Sprache, die anders war als die eigene, womöglich auch einer Konfession, die nicht dieselbe war wie die im eigenen Dorf: »Dann haben sie aufgeteilt. Die Evangelischen nach Süden und die Katholischen mehr nach Norden, dass sich das vermischt. Und dann kamen wir nach Süden als Evangelische. Da waren wir wieder nicht angekommen. «12 Da viele Einheimische weder verstanden, was die Vertriebenen erduldet hatten, noch Erfahrung damit hatten, wie mit den »Anderen « umzugehen sei, waren sie mit Vorurteilen schnell bei der Hand.

Unter der Intoleranz der Einheimischen litten viele der Neuankömmlinge, gerade auch in den kleineren Ortschaften auf dem Land. Frau Frey machte als junges Mädchen schon bald nach ihrer Ankunft die Erfahrung, dass sie gegen die Vorurteile, mit denen sie konfrontiert wurde, nichts ausrichten konnte. 13 Darunter, anders gekleidet zu sein als andere junge Frauen in der Dorfgemeinde, litt auch Rotraud Binder: »Das, was ich im Rucksack hatte, waren die besten Kleider, die ich hatte, ich hab ja nicht die alten Klamotten mitgenommen. Ich hab zwei Kleider übereinander getragen, dass man ja noch ein bisschen was dabei hatte, und die Hosen drunter. Ich hab gute Sachen gehabt und getragen. Ich hatte ja aber nichts anderes! Ich hab vier Sachen gehabt.«14









Evakuierung von Flüchtlingen aus Königsberg mit F.S.S. »Wedel« 1945 BILD: BUNDESARCHIV, BILD 146-1972-093-65/FOTOGRAF: O. ANG.

Flüchtlingselend in Westdeutschland, 1947 BILD: BUNDESARCHIV, BILD 183-R73367/FOTOGRAF: O. ANG.



Renate Stickel und Bruder nach der Ankunft in Westdeutschland BILD: LEIHGABE RENATE STICKEL

Vertriebenenausweis Vorder- und Rückseite BILD: LEIHGABE BRUNDHILD SCHMIDT

¹² Hannelore Rosenberg: Zeitzeugen-Interview (15:32).

¹³ L. Frey: Zeitzeugen-Interview (13.02.2017).

¹⁴ Rotraud Binder: Zeitzeugen-Interview, Tuttlingen (29.12.2016).

¹⁷ L. Frank Zeitzeugen Interview (17.00)

Zwischen alter und neuer Heimat

Die Zeitzeugen erinnern sich noch sehr deutlich an die ungerechten Urteile, die über sie gefällt wurden. Als Kinder hatten sie damals nicht immer die Möglichkeit, sich gegen üble Nachrede und Gerüchte zu wehren. Jede/r fand ihren/seinen eigenen Weg, um damit zurechtzukommen. Winfried Bressem wehrte sich in der Schule mit den Fäusten gegen Beschimpfungen, Lucia Frey vertraute sich ihrem Vater an, andere scheinen die schlechte Behandlung stoisch ertragen zu haben, bis sich die Haltung gegenüber den Vertriebenen mit den Jahren besserte.

»In Oberflacht ... das war ein altes Fräulein. Irgendwie habe ich die Frau auch verstanden. Kommt eine Familie mit vier Leuten, das war für die auch nicht schön. Man hat die Heimatvertriebenen dann auch meist zu Leuten gebracht, die sich nicht wehren konnten. Und die hat dann ihren Groll auch ein bisschen an uns ausgelassen.«

Frey, L.

»KOMMT EINE FAMILIE MIT VIER LEUTEN INS HAUS, DAS WAR FÜR DIE AUCH NICHT SCHÖN« –

MOTIVATION ZU AUFBAU UND ANPASSUNG

Zunächst jedoch waren es auch die Verhältnisse, in denen die Flüchtlinge lebten, die sie als »anders« gegenüber den Einheimischen abstempelten. Bei der Ankunft in Baden und Württemberg wurden viele in Übergangslagern untergebracht, bis sie auf Städte und Dörfer verteilt wurden. Dort angekommen, mussten nicht selten provisorische Wohnungen geschaffen werden, denn Wohnraum war knapp. Auch war nicht jeder Bewohner bereit, vorhandenen Wohnraum mit den Flüchtlingen zu teilen. Ganze Gemeinden weigerten sich, Menschen aufzunehmen. Den Behörden blieb oft nichts anderes übrig, als in den Gemeinden die Unterbringung der Flüchtlinge zu erzwingen. Innerhalb weniger Nachkriegsjahre mussten ja in jedem der Bundesländer Millionen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen untergebracht werden. Die soziale Ungleichheit, die allein durch die Art der Unterkunft entstand, war den Neuankömmlingen sehr bewusst.

Die Zwangszuweisungen wurden von den Einheimischen als Eingriff in die Privatsphäre empfunden, für welche die Vertriebenen

Erinnerungen an die alte Heimat in Janowka haben die Flucht überdauert. BILD: LEIHGABE IRMGARD BOCK

Nennkarte für Ausgewiesene, Rückseite BILD: LEIHGABE BRUNHILD SCHMIDT

Vor der Unterkunft im Übergangslager für Flüchtlinge BILD: LEIHGABE MARGARETE MISSEL







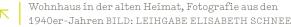




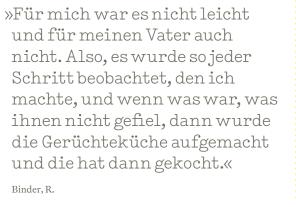


verantwortlich gemacht wurden. Das führte zu Konflikten, zumal auch die Vertriebenen sich nach der langen Flucht und den Verhältnissen in Übergangslagern endlich eigenen Wohnraum wünschten: »Wir haben geschaut, dass wir zu etwas gekommen sind [...]. Ich wollte meinem Sohn ein Nest geben, in dem er daheim ist. Das ist für mich immer wichtig gewesen: Wurzeln. Ich habe das ja bei meinen Eltern gespürt, die haben uns ein Heim gebaut, wo wir daheim waren.«15 Das zu erreichen, wurde zum Ziel für viele Heimatvertriebene, umso mehr, als es sich abzuzeichnen begann, dass eine Rückkehr in die alte Heimat wohl nie möglich sein würde.

15 R. Stickel: Zeitzeugen-Interview (25.02.2017).



Dasselbe Haus, aufgenommen in den 1990er-Jahren, bei der Suche nach den eigenen Wurzeln BILD: LEIH-GABE ELISABETH SCHNEE



Ab 1948/49 begann sich die wirtschaftliche Lage der Vertriebenen zu verbessern; Auslöser war der Marshall-Plan, der über die Kreditanstalt für Wiederaufbau Gelder zur Verfügung stellte. Jetzt erhielten Vertriebene Ausgleichszahlungen für ihre Verluste, auch Kredite zu günstigen Konditionen, die eine Investition in die Selbstständigkeit ermöglichten. Trotz der oft sehr unzulänglichen Ausgleichsleistungen schürte dies erneut die Gerüchteküche unter den Einheimischen, die nun sahen, wie die Vertriebenen die Gelder nutzten, um sich Häuser zu bauen. Tatsächlich konnte der Ausgleich kaum für die tatsächlich erlittenen Verluste entschädigen, dazu waren die Leistungen zu gering. Heimatvertriebenen-Siedlungen konnten entstehen, weil man sich untereinander beim Bau unterstützte und viel in Eigenleistung schuf. Vielleicht wurde der enge soziale Zusammenhalt unter den Heimatvertriebenen durch die Ablehnung der Einheimischen verstärkt. Mit der Zeit – und vor allem mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung – verloren sich die Feindseligkeiten gegenüber den Flüchtlingen und Vertriebenen.







Zwischen alter und neuer Keimat

»Im Herd hatten wir keine Ringe, wir konnten nicht kochen. Dann sind wir zu den Bauern essen gegangen, jeder zu einer anderen Familie. Ich bin auch zu einem Großbauern [in Oberflacht] gekommen, die haben mir das Essen nicht gegönnt. Die haben auch nicht mit mir gesprochen. Ich saß da wie so ein Bettler.«

Frey, L.

»UND SO SIND WIR HALT NEUHAUSER GEWORDEN« -

INTEGRATION INDIVIDUELL

In der heutigen Diskussion über Flüchtlinge steht die Frage nach der erfolgten oder missglückten Integration im Fokus. Die Geschichte der Vertriebenen und Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg führt vor Augen, dass sich eindeutige Maßstäbe für eine gelungene Integration nicht definieren lassen. Offizielle Statistiken können sich nur auf messbare Größen beziehen; die Frage, ob Integration tatsächlich gelungen ist, ist jedoch auch die Frage nach einem Gefühl: ob sich der jeweils neu Gekommene selbst als integriert empfindet. Für »Angekommen. Angenommen?« haben wir die Zeitzeugen gefragt, wo für sie heute Heimat ist. Mit wenigen Ausnahmen haben alle geantwortet, »hier«.16 Viele haben uns dann erzählt, dass ihre Eltern und Großeltern

16 z. B. »Wenn mich jemand fragt, wo ich herkomme, dann sage ich immer, aus Schlesien [...] Heute sehe ich Heimat als was anderes. Heute bin ich hier daheim.« S. Rother: Zeitzeugen-Interview [08.03.2017]; »Meine Heimat ist hier.« I. Bock: Zeitzeugen-Interview [25.02.2017]. das anders empfunden hätten. Den älteren Vertriebenen fiel nicht nur die Anpassung an die neuen Verhältnisse schwerer als den jüngeren, sie behielten sich auch die Hoffnung, doch noch einmal zurück in die alte Heimat zu kommen. Zur Integration gehört also auch, das Dort dem Hier unterzuordnen. Aber das Hier schließt das Dort nicht aus: Bis in die zweite und dritte Generation haben sich die Familien der Heimatvertriebenen eine enge emotionale Bindung an ihre alte Heimat erhalten und beweisen damit, dass es möglich ist, sich in der Integration das Anderssein zu bewahren.

DIE AUTORIN

ALMUT GRÜNER erwarb 1996 das Diplom zur Kulturwirtin an der Universität Passau sowie 2003 den Master of Arts in Museum Studies an der University of Leicester/GB.. Seit 2013 Leiterin des Freilichtmuseums Neuhausen ob Eck. Zuvor über zwölf Jahre Museumsdirektorin am Thackray Medical Museum in Leeds und Museumsberaterin in der Grafschaft Yorkshire/GB.





Zeitzeuge Winfried Bressem erzählt seine Geschichte von Flucht und Ankommen. BILD: FREILICHTMUSEUM NEUHAUSEN OB ECK/ALMUT GRÜNER

Das neue Heim ist bezugsfertig, 1960 in Göggingen. BILD: LEIHGABE MARGARETE MISSEL Winfried Bressem mit seinen Geschwistern vor der Flucht BILD LEIHGABE WINFRIED BRESSEM



Die Heimatvertriebene und der Neuhauser: geteilte Heimat (Ehepaar Binder) BILD: FREILICHTMUSEUM NEUHAUSEN OB ECK/ALMUT GRÜNER

Zuhause in der Armenwohnung? Geschichte einer Nicht-Integration



hauptsächlich in der Landwirtschaft hatte.

Heimatvertriebenen in Brittheim war ein Flüchtlingsheim gebaut worden – um den »Neubürgern einen neuen Anfang«² zu ermöglichen, hieß es später in der Heimatliteratur. Die Unterbringung im Farrenstall blieb dabei unerwähnt.

Erst ein Zeitzeugenaufruf durch das Freilichtmuseum führte zum entscheidenden Hinweis bei der Suche nach den Bewohnern.³ Eine Brittheimerin erinnert sich an »Hedda«, mit deren Sohn »Wernerle« sie im

WER WAR »HEDDA«?

DIE AKTE »HETA ZACKSCHEWSKI«

Jahrelang bewahrte der Farrenstall Hetas Geschichte, ohne dass sie entdeckt wurde. Zunächst hatte die Recherche nach den Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg im Armenzimmer lebten, keine Ergebnisse erbracht.1 Für die Unterbringung von

Landkreis Balingen, Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. II. Stuttgart

² Robert Merz: Ein Bauerndorf auf dem Weg zur beliebten Wohngemeinde. In: Schwarzwälder Bilderbogen 1982, S. 3.

³ Der Aufruf war am 01.12.2016 im Amtsblatt Rosenfeld erschienen

Farrenstall gespielt hatte. Mit dem Namen als Suchkriterium fand sich im Ortsarchiv Brittheim eine Akte der Ausgewiesenenfürsorge zu Heta Zackschewski, die von 1948 bis 1951 im Farrenstall lebte. Als Heta Zackschewski sich und ihren einjährigen Sohn Werner 1948 im Bürgermeisteramt Brittheim anmeldete, war sie erst 23 Jahre alt und allein. Sie stammte aus dem ost-

4 Anonym: Zeitzeugen-Interview, Brittheim (08.12.2016).

(unverzeichneter Bestand).

5 Gemeindearchiv Brittheim, Akten Ausgewiesenenfürsorge

hatte sie zwei Jahre im Flüchtlingslager Aalborg gelebt. Als Vater des Kindes gab sie einen schlesischen Matrosen an, der die Vaterschaft auch anerkannt habe, in Dänemark allerdings ein halbes Jahr nach Werners Geburt beim Minenräumen ums Leben gekommen sei.

preußischen Kanitz, das heute in Polen liegt.

Vor der Umsiedlung nach Süddeutschland

- 6 Vgl. die Stellungnahme Heta Zackschewskis zum Schreiben des Kreissozialamts Balingen zur Klärung der Unterhaltszahlung am 23.11.1948, Gemeindearchiv Brittheim, Akten Ausgewiesenen-

HETAS ZACKSCHEWSKIS LEBEN IM FARRENSTALL

Die Fürsorgeakten zeichnen das Bild eines kärglichen Alltags. Heta Zackschewski war mit nichts gekommen und musste jeden Alltagsgegenstand neu erwerben. Das Geld war immer knapp. Es wurde aufgezeichnet, wann immer ihre kleine Beihilfe nicht reichte, um zum Beispiel Holzkohle oder Kartoffeln zu bezahlen, und was sie von ihrem ersten Handgeld in Brittheim kaufte. Die 75 DM waren schnell aufgebraucht für Kinderkleidung, einen Spiegel, Seife, Kämme und einen Besen.⁷

Was würde uns Heta heute über die Kammer im Farrenstall erzählen? Aus den zeitgenössischen Akten tritt uns eine Frau entgegen, die Missstände deutlich benannte und ihre Forderungen zum Teil sogar in scharfen Tönen vortrug. Die Unterlagen zeigen, in welch miserablem Zustand die Armenwohnung der Gemeinde Brittheim war: Fließendes Wasser gab es nicht, dafür waren die Wände feucht, und ein kleiner Herd diente als einzige Wärmequelle.

Heta Zackschewski versuchte sich zu wehren und schrieb in drastischen Worten an das zuständige Sozialamt: »Hier in der Bude ist es nicht auszuhalten es ist hier noch fiel schlimmer als wir [sic] im Lager in Dänemark.

Da habe ich wenigstens sauber als Mensch gelebt. «8 Zu diesem Zeitpunkt lebte sie schon ein Jahr in der heruntergekommenen Wohnung; zwei Monate zuvor war ihr zweiter Sohn Georg auf die Welt gekommen: »Der Winter kommt heran und ich und meine beiden Kinder schlafen in ein Bett mit einer Schlafdecke. « Sie habe den Bürgermeister schon oft um eine andere Unterbringung gebeten und auch der Vater Georgs helfe ihr nicht. Vier Monate später schaltete sich die Kreisfürsorgerin aus Balingen ein und besuchte Heta im Farrenstall. Dabei dokumentierte sie die Not der jungen Mutter in einem Bericht an das Jugendamt. 10 Der Abort befinde sich außerhalb und der Ortsarrest sei direkt gegenüber der Wohnungstür eingerichtet. Die Fürsorgerin sprach sich dafür aus, dass Heta im neuen Flüchtlingsheim untergebracht werde. Doch dazu ist es nie gekommen. Als Antwort auf Hetas Beschwerdebrief wurde ihr die Verlegung einer Wasserleitung angeboten. Doch sie lehnte ab, denn mit dem Bau der Leitung hätte sie das Recht auf eine andere Wohnung abgetreten. Hetas Lage verbesserte sich

⁷ Vgl. die Amtsnotiz bezüglich Ausgewiesenenfürsorge Heta Zackschewski am 16.11.1948, Gemeindearchiv Brittheim, Akten Ausgewiesenenfürsorge.

⁸ Brief Heta Zackschewskis an Herrn Schädle, Kreissozialamt Balingen, am 24.09.1949, Gemeindearchiv Brittheim, Akten Ausgewiesenenfürsorge.

⁹ Ebd.

¹⁰ Vgl. den Bericht der Kreisfürsorgerin aus Balingen an das Jugendamt am 16.01.1950, Gemeindearchiv Brittheim, Akten Ausgewiesenenfürsorge.

¹¹ Vgl. den Bericht des Fürsorgers des evangelischen Kirchenbezirks Sulz an das Jugendamt Balingen am 25.11.1950, Gemeindearchiv Brittheim, Akten Ausgewiesenenfürsorge.

ZUHAUSE IN DER ARMENWOHNUNG?

also zunächst nicht. Auch ein Jahr nach ihrem Brief attestierte der evangelische Fürsorger, dass das Wohnen für die Kinder »gefährlich (steile Treppe!) und nicht gerade gesundheitserhaltend«12 sei.

Warum wurde Heta nicht geholfen? Ein Hinweis findet sich im Schlussplädoyer des Fürsorgers: »Mögen die Meinungen über Fräulein Zackschewski in Brittheim sein wie sie wollen, die Verhältnisse dürfen nicht bleiben wie sie augenblicklich sind.«13

SCHWIERIGE INTEGRATION - HETA ZACKSCHEWSKI **UND DAS DORF**

1951 gab Heta Zackschewski den Kampf um eine bessere Wohnung in Brittheim auf und zog freiwillig zurück in ein Barackenlager für Vertriebene. Die Integration in dem kleinen Dorf gelang ihr nicht. »Als Kind hatte ich den Eindruck gehabt, man belächelt sie immer ein bisschen und nutzt sie aus«¹⁴, erinnert sich eine Zeitzeugin aus Rosenfeld. Auch andere Erinnerungen und zeitgenössische Quellen erwecken den Eindruck, dass Heta Zackschewski auch deshalb geringschätzig behandelt wurde, weil ihr ein unmoralischer Lebenswandel nachgesagt wurde. »Männer

12 Ebd.

13 Ebd.

14 Renate Stickl: Zeitzeugen-Interview, Rosenfeld (22.02.2017)

hat sie schon gern gesehen«15, behauptet eine weitere Zeitzeugin. Auch das lässt sich nicht nachweisen. In den Akten findet sich eine Aussage Hetas, dass sie nicht zu Georgs Vater ziehen werde, denn zwischen ihr und der Schwägerin des Kindsvaters bestünden Unstimmigkeiten,16 und zu einer Heirat werde es nicht mehr kommen. Heta blieb allein. Ihre Isolation im Dorf zeigte sich besonders deutlich vor der Geburt ihres zweiten Kindes: Für die Zeit der Niederkunft konnte – oder wollte – sie den kleinen Werner nicht an eine andere Familie in Brittheim geben, sondern bat das Kreissozialamt um die Unterbringung in einem Kinderheim.¹⁷ Nach der Geburt war ihre Not offenbar so groß, dass sie sogar über eine Freigabe zur Adoption nachdachte.¹⁸

- 15 Anonym: Zeitzeugen-Interview, Brittheim (08.12.2016)
- 16 Vgl. die Stellungnahme zur Wasserleitung und Heirat zwischen Wößner und Zackschewski am 22.10.1949, Gemeindearchiv Brittheim, Akten Ausgewiesenenfürsorge
- 17 Val. Gemeindearchiv Brittheim. Akten Ausgewiesenenfürsorge. Schreiben an Kreissozialamt am 01.06.1949: »In der Woche vom 24.-30. Juli sehe ich meiner Niederkunft entgegen. Da ich mit meinem 2 jährigen Sohn ohne jede weitere Hilfe allein in meiner Wohnung bin, und außerdem kein fließendes Wasser ist, bitte ich das Kreissozialamt Balingen, zu veranlassen, dass ich zur Entbindung in das Kreiskrankenhaus Balingen aufgenommen werde, und das die entstehenden Kosten vom Kreissozialamt getragen werden. Ferner bitte ich zu veranlassen, dass mein Sohn Werner während dieser Zeit Unterkunft in einem Kinderheim findet.«
- 18 Val. Gemeindearchiv Brittheim, Akten Ausgewiesenenfürsorge. Bericht der Kreisfürsorgerin aus Balingen an das Jugendamt am 16.01.1950. Der Besuch der Fürsorgerin hatte am 11.01.1950 stattgefunden, Gemeindearchiv Brittheim, Akten Ausgewiesenenfürsorge.

Abschrift

Sulz, den 25.11.1950

Bezirksstelle der Diakonischen Werke Sulz a.N.

An das Jugerdamt Abt. Amtsvormundschaft

Balingen

Bei meinen Hausbesuchen als Fürsorger des evang. Kirchenbezirke Sulz kam ich auch zu einem Fräulein Zakschweskiin Brittheim.

Es wird Ihnen bekannt sein, dass diese junge Mutter mit ihren zwei Kindern in einer Kammer auf dem Boden des Farrenstalss haust. Bei meinem Besuch lag Frl. Zakschewski im Bett, sie gab an krank zu sein, Herr Dr. Berg von Rosenfeld könne dies bestätigen. Ist Fräulein Zakschewski tatsächlich so krank, dass sie im Bett bleiben muss, dama nüssen die Kinder irgendwie auf einem andern Teg betreut werden.

Das Wohnen ist für die Kinder- nach meinem Urteil - sowieso gefährlich (stelle Treppe!) und nicht gerade gesundheitserhaltend -.... Mögen die Meinungen über Fräulein Zakschewski in Brittheim sein wie sie wollen, die Verhältnisse durfen nicht bleiben wie sie augenblicklich sind.

Bitte prüfen Sie die dortigen Verhältnisse und helfen Sie der unehelichen Mutter.

> gez. Klotz Fürsorger.

Sem B. M. A. Brithein medl. bekannsyezeben. Fet. Z. sell in April - nade Ferligstellerry des Fleichleings Seiner-dors munsebracht merden.

Bericht des Fürsorgers des evangelischen Kirchenbezirks Sulz an das Jugendamt Balingen am 25.11.1950 BILD: GEMEINDEARCHIV BRITTHEIM, AKTEN AUSGE-WIESENENFÜRSORGE



ANKOMMEN IN AMERIKA

In den 1950er-Jahren versuchten viele Flüchtlinge und Vertriebene mehr oder weniger erfolgreich, in der neuen Heimat Fuß zu fassen: Sie hatten eine Anstellung gefunden, hatten Einheimische geheiratet oder vom neuen Siedlungsbau profitiert. Im Vergleich zu vielen Neuankömmlingen in der Region ist Heta Zackschewski während der zwölf Jahre in Brittheim und Rosenfeld nicht »angekommen«. 1960 wagte sie einen radikalen Schritt und verließ Deutschland, um ein neues Leben in Amerika zu beginnen.

Eine Zeitzeugin aus Rosenfeld erinnert sich, dass Heta mit ihren Söhnen nach Amerika ausgewandert ist. ¹⁹ Beim Putzen in der Uhrenfabrik in Rosenfeld habe Heta einen Brief mit amerikanischer Adresse aus dem Papierkorb gefischt. Nachdem sie an die

19 Renate Stickl: Zeitzeugen-Interview, Rosenfeld (22.02.2017).

Adresse einen Hilferuf geschickt hatte, habe der amerikanische Kunde der Fabrik der kleinen Familie tatsächlich einen Neuanfang mit Flugtickets nach Boston ermöglicht.

Diese Erinnerung lässt sich bestätigen, denn es gelang dem Museum die Kontaktaufnahme zu Hetas ältestem Sohn Werner, der heute in Florida lebt.²⁰ Er erzählte, dass seine Mutter ihre Eltern während der Flucht verloren hatte und ihre zehn Geschwister nie wiederfand. Aus der Zeit in Brittheim erinnert er sich nur noch an die steile Treppe im Farrenstall. Er schickte uns ein Bild von seiner Mutter nach der Ankunft in Amerika, versehen mit Statussymbolen der Zeit, einem schicken Kleid und einem Auto. Nach Jahren des zähen Kampfes um ein besseres Leben im Brittheimer Farrenstall und in Rosenfeld blickte Heta Zackschewski einer neuen Zukunft entgegen.

20 E-Mail des Sohnes von Heta Zackschewski, Werner Zackschewski, am 16.04.2017.

DIE AUTORIN

JULIA BROCKMANN, Jahrgang 1990, M.A., studierte an den Universitäten Heidelberg, Siena und Bologna Kunstgeschichte, Italienisch und Museologie. Seit 2016 wissenschaftliche Volontärin im Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck.

Amenfürsorge auf dem Land

»Die Armen haben hierorts völlige Beschäftigung« Armenfürsorge auf dem Land



Witwer mit Kindern ohne ausreichende Verdienstmöglichkeit waren häufig auf die Armenunterstützung

ODENWÄLDER FREILANDMUSEUM GOTTERSDORF

• Armut war im 19. Jahrhundert ein weit verbreitetes Phänomen. Die Gründe hierfür sind vielfältig: Agrarkrisen und Missernten, steigende Bevölkerungszahlen und eine restriktive Gesetzgebung sind einige der maßgeblichen Faktoren. Wie wirkte sich diese Armut in einer ohnehin schon wirtschaftlich rückständigen Mittelgebirgsregion wie dem Odenwald aus?¹ Kleinräumlich strukturiert, war der Landstrich im 19. Jahrhundert in weiten Teilen verkehrstechnisch schlecht erschlossen. Es gab nur wenige Industriestandorte, daher blieb das Leben das gesamte Jahrhundert lang weitgehend land- und forstwirtschaftlich geprägt. Selbst Handwerker waren, wie der Landgerichtsarzt Dr. Flessa in seinem 1861 verfassten Physikatsbericht für den Bezirk Amorbach feststellte, »nicht in der Lage sich ausschließlich von ihrem Beruf zu ernähren«.² So wurde der Odenwald im 19. Jahrhundert zu einem regelrechten »Notstandsgebiet« mit massenhafter Armut.³

WOHIN MIT DEN VIELEN ARMEN?

Wie reagierten Gesellschaft und Politik auf diese Verarmung und wie ging man mit Armen um? Staatliche Sozialfürsorge im Sinne einer modernen Daseinsfürsorge, Krankenschutz und Altersvorsorge existierte im 19. Jahrhundert bis zur Sozialgesetzgebung Bismarcks weder in Bayern noch in Baden.
Das Engagement kirchlich-karikativer Einrichtungen war durch die Säkularisierung drastisch beschnitten worden. Die Armenfürsorge lag somit weitgehend im Zuständigkeitsbereich der Gemeinden. Diese waren verpflichtet, für diejenigen Armen zu sorgen, die in ihrem Ort ansässig und heimatberechtigt waren. Da die Zahl der Armen immer

- 1 Vgl. dazu Joachim Schaier: Verwaltungshandeln in einer Hungerkrise. Die Hungersnot 1846/47 im badischen Odenwald, Wiesbaden 1991, S. 337 ff.
- 2 Johannes F. Flessa: Landgerichtsbezirk Amorbach. In: Klaus Reder et al.: Der Landkreis Miltenberg um 1860. Amtsärzte berichten aus den Landgerichten Stadtprozelten, Miltenberg, Amorbach, Klingenberg und Obernburg. Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 69, Würzburg 1999, S. 180.
- 3 Vgl. Hans Slama: Langenelz und der Mudauer Odenwald. Eine Dorfgeschichte unter Berücksichtigung der Vergangenheit und Entwicklung des Gebietes der ehemaligen Zehnt Mudau und heutigen Gemeinde Mudau, Buchen 1989, S. 242.
- 4 Vgl. Michael Doege: Armut in Preußen und Bayern (1770–1840). Neue Schriftenreihe des Stadtarchivs München, Bd. 157, München 1991, S. 259 ff.

angewiesen.

weiter anstieg, versuchte man die Situation in Bayern 1834 mit einem restriktiven Gesetz zur »Ansässigmachung und Verehelichung« unter Kontrolle zu bringen.



Mit diesem neuen Gesetz, das eine Ansässigmachung und Heirat fernab des angestammten Heimatortes an eine ausreichende finanzielle Deckung des Nahrungsstandes koppelte, wurde die Freizügigkeit der armen Bevölkerung radikal beschnitten und das Heiraten außerhalb ihrer Heimatgemeinde

Gesetzesblatt mit dem Gesetz zur Ansässigmachung und Verehelichung von 1934. Dieses Gesetz erlaubte nur eine Ehe mit »gesichertem Nahrungsstand« und hinderte somit die arme Bevölkerung an der Heirat. Solche Gesetze gab es auch in Baden und Württemberg. BILD: BAYERISCHE STAATBIBLIOTHEK 4 BAVAR. 3021C-1834 URN:NBN:DE:BVB:12-BSB10345293-7

schlichtweg unmöglich.5 Man wollte ein Umherziehen der Armen verhindern, denn nur dort, wo sie ansässig waren, hatten sie auch Anspruch auf gemeindliche Armenhilfe. Die erhoffte Folge des Gesetzes war jedoch nicht, dass sich die Armut verringerte. Die Heiratserschwernis führte dazu, dass die Zahl der unehelichen Geburten drastisch anstieg. Leidtragende dieser Praxis waren in erster Linie Frauen mit ihren unehelichen Kindern, die dadurch stigmatisiert und noch weiter an den Rand der Gesellschaft gedrängt wurden. Der Amtsgerichtsarzt Dr. Flessa wiest in seinem 1861 verfassten Physikatsbericht für das Landgericht Miltenberg bereits auf die hohe Anzahl unehelich geborener Kinder hin und nannte 40 Prozent im zehnjährigen Durchschnitt.6

DAS ARMEN- UND GEMEINDEHAUS AUS REICHARTSHAUSEN -

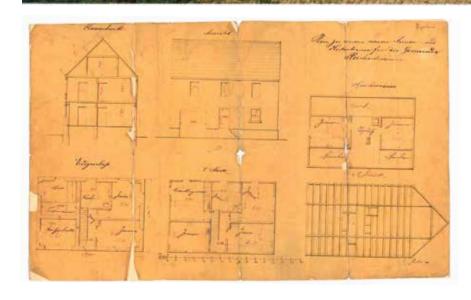
Im Odenwälder Freilandmuseum steht das Armen- und Gemeindehaus aus dem nur wenige Kilometer entfernten Nachbarort Reichartshausen.⁷ Das Gebäude wurde 1987

EIN FALLBEISPIEL ÖRTLICHER ARMENFÜRSORGE

Reichartshausen. Das Gebäude wurde 1987 in das Odenwälder Freilandmuseum transloziert. Der Buntsandsteinbau wirkt zunächst

- 5 Vgl. Horst Hesse: Die sogenannte Sozialgesetzgebung Bayerns Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Strukturanalyse der bürgerlichen Gesellschaft. Neue Schriftenreihe des Stadtarchivs München, Bd. 33, München 1971, S. 28 ff.
- 6 Flessa 1999 (wie Anm. 2), S. 174 u. 177.
- 7 Reichartshausen ist seit 1975 nach Amorbach eingemeindet



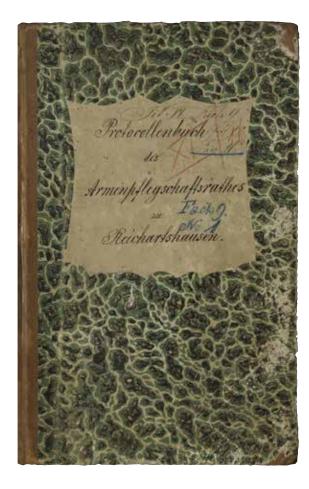


Das Armen- und Gemeindehaus aus Reichartshausen am alten Standort vor der Translozierung
BILD: ARCHIV DES ODENWÄLDER FREILANDMUSEUMS

Der Bauplan für den Neubau des Armen- und Gemeindehauses aus Reichartshausen von 1876







stattlich und man fragt sich unweigerlich, wie der heute 82 Einwohner zählende Ort sich diesen Bau leisten konnte. Oder anders herum gefragt: Gab es dort so viele Arme, dass so ein großes Gebäude gebraucht wurde? Das Haus wurde 1876 zunächst als Armen- und Hirtenhaus⁸ geplant, dann aber als Armen- und Gemeindehaus mit einem

8 Das translozierte Gebäude von 1876 wurde als Nachfolgebau eines maroden älteren Armenhauses errichtet.

Raum für die Feuerwehrspritze und einem kleinen Viehstall realisiert. In dem originalen Bauplan sind keine Verwaltungsräume aufgeführt, so dass davon auszugehen ist, dass die verbleibenden Räume des Hauses als Armenwohnungen bestimmt und auch als solche genutzt wurden.

Auskunft über die Bewohner des Hauses gibt das »Protokollenbuch des Armenund Pflegeschaftsrathes Reichartshausen, Reuenthal und Neudorf. «10 Die Protokolle dieses Gremiums im Stadtarchiv Amorbach umfassen zwei Bände und enthalten auf insgesamt 553 Seiten lückenlos die Sitzungsberichte der Armenpflegeschaftsräte von 1844 bis 1906. Schlägt man die Protokollbücher auf, so sind die Seiten voll von traurigen Schicksalen, bitterer Not, verzweifelten Anträgen und für uns heute manchmal erbarmungslos erscheinenden Entscheidungen: Hier wird eine Unterstützung entzogen oder eine Ration halbiert, dort werden drakonische Strafen angedroht, falls die Unterstützungssuchenden den Auflagen des Rats nicht nachkommen. Die Forderungen der Armen und Hilfsbedürftigen muten vor dem Spiegel

- 9 Ende des 19. Jahrhunderts war bis 1925 in dem Gebäude auch ein Hebammenzimmer eingerichtet, und in den beiden Weltkriegen wurde das Gebäude zur Internierung von französischen, polnischen und russischen Kriegsgefangenen genutzt. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren drei heimatvertriebene Familien einqua tiert. Vgl. Thomas Naumann: Kleiner Museumsführer Odenwälder Freilandmuseum, 5. Aufl., o. 0. 2014, S. 27-19. Bauplan im Stadtar chiv Amorbach, ohne Aktennummer.
- 10 Stadtarchiv Amorbach, Protokollenbuch des Armenpflegeschaftsrathes zu Reichartshausen, Neudorf, Reuenthal, Bd. 1, Fach 4, No. 8 und Bd. 2, Fach 9, No. 1.

der heutigen Wohlstandsgesellschaft zunächst einmal recht bescheiden an: ein Laib Brot, zwei Ster Holz, ein neues Gewand oder ein paar Schuhe. Diese Art von Sachleistungen sind, abgesehen von Geldunterstützungen, die am häufigsten beantragten Güter. In ihrer Lückenlosigkeit stellen die Protokolle eine sehr aussagekräftige Quelle zur Vergabepraxis von kommunalen Zuwendungen an ansässige Arme auf dem Land dar. Laut Volkszählung von 1858 lebten in den drei Dörfern zusammengenommen in 46 Häusern in 59 Familien 296 Personen.¹¹ Im Jahr 1874 zählte die Schulgemeinde Reichartshausen-Neudorf (ohne Reuenthal) der Volkszählung zufolge 248 Seelen.¹² Die Analyse der Einträge zeigt die Missstände und sozialen Probleme des 19. Jahrhunderts an konkreten Personen- und Familienbeispielen. Die Protokolle enthalten auch die zur »Verehelichung und Ansässigmachung« ausgestellten Leumunds- und Vermögenszeugnisse sowie Leumundszeugnisse, die vom königlichen Landgericht im Zusammenhang mit Strafdelikten angefragt wurden.

11 Vgl. Flessa 1999 (wie Anm. 2), S. 174.

12 Bernhard Springer: Die Dorfschule im Odenwald. 251 Jahre Lehren und Lernen in Reichartshausen bei Amorbach. Sonderveröffentlichungen 1, hg. vom Heimat- und Geschichtsverein Amorbach e. V., Amorbach 2012, S. 48 f.

DER ARMENPFLEGE-SCHAFTSRAT –

EINE ÖRTLICHE BEHÖRDE MIT
WEITREICHENDEN BEFUGNISSEN

Der »Armenpflegeschaftsrath« (im Folgenden APR genannt), der diese Zeugnisse ausstellte und über eine »Ansässigmachung« sowie die Zuwendungen an die örtlichen Armen entschied, war daher ein Gremium mit beachtlichen Befugnissen. Ihm gehörten der Pfarrer, der Bürgermeister, je ein Bevollmächtigter aus den Verwaltungen der beiden Nachbargemeinden, ein Beigeordneter und zwei gewählte Räte an. 15 Den Vorsitz hatte in Landgemeinden der Pfarrer. Ein gewählter Armenpfleger verwaltete die »Armencasse« und den Armenfonds. Aus dem Armenfonds wurden Kredite vergeben und durch die Zinsen das Grundkapital des Fonds zu mehren gesucht.

Die Armenkasse enthielt den Fürsorge-Etat. Aus ihr wurden auf Antrag Unterstützungsleistungen gezahlt. Finanziert wurde die Armenkasse durch Erträge aus dem Holzeinschlag¹⁴, durch Ortsumlagen, in den Jahren 1865/66 auch durch Kriegshilfegelder¹⁵

¹³ Vgl. Stadtarchiv Amorbach, Akte über die Bestellung der Pflegschaftsräte von Reichartshausen, Fach 9. Vl. 1.

¹⁴ Vgl. Protokollenbuch (wie Anm. 10), Bd. 1, Eintrag vom 07.07.1844

¹⁵ Vgl. Klemens Hotz: Verwaltete Armut auf dem Dorf. Zur ländlichen Armenpflege im 19. Jahrhundert am Beispiel der Gemeinde Reichartshausen. In: Der Odenwald 38/1.1991, S. 20–36, hier S. 22.

Armenfürsorze auf dem Land

und in seltenen Fällen durch Bezirkshilfen. Wenn die Mittel der Armenkasse wie in der Krisenzeit der 1840er- und 50er-Jahre nicht ausreichten, mussten die Gemeindekassen die Ausgaben übernehmen.

DIE »ORTSARMEN« – EINE KLAR DEFINIERTE PERSONENGRUPPE?

Anträge auf Unterstützung konnten nur ansässige Bürger stellen. In den Protokollen werden sie häufig »Ortsarme« genannt. Bei totaler Zahlungsunfähigkeit konnten die Armen ein behördliches »Armenzeugnis« beantragen, das die vollständige Zahlungsunfähigkeit attestierte und von bestimmten Abgaben und Pflichtzahlungen befreite.

Beispielsweise war Nikolaus Z., der Besitzer eines solchen Zeugnisses, von Zahlungen an die Kirchenkasse befreit. ¹⁷ Der Bitte des Joseph S. aus Neudorf auf Ausstellung eines Armenzeugnisses wurde im Juni 1857 nicht stattgegeben, »da derselbe nicht absprechen kann, dass er noch Vermögen besitze, so kann demselben ein solches nicht ausgefertigt werden. «¹⁸

nicht das Heimatrecht besaßen, mussten ihre Unterstützung dort beantragen, wo sie dieses Recht innehatten. In der Regel war dies der Geburtsort. So erschien beispielsweise im Juni 1884 der Müller Karl H. vor dem APR und bat, seinen Unterstützungsantrag an seine Heimatgemeinde zu übermitteln. Er erklärte: »Ich bin durch Unglücksfall [...] zur Zeit ohne Subsistenzmittel und wende mich deßhalb an den Armenpflegeschaftsrath [...] mit der Bitte, derselbe wolle meiner Heimatgemeinde Gössenheim hiervon Kenntnis geben, um von derselben die nöthige Unterstützung zu erhalten, damit ich mit meinen Kindern wenigstens bis zur Ernte leben kann. Hierzu bedarf ich den Betrag von 50 M[ark]. 9 Sollte mir diese Subvention verweigert werden, so sehe ich mich genöthigt meine Kinder in die Heimat Gössenheim zurück zu schicken. «20 Der Hinweis, dass er sonst seine mittellosen Kinder in den Heimatort zurücksenden müsse, verleiht der Bitte Nachdruck und erinnert die Armenräte seines Heimatortes daran, dass sie bei Verweigerung der beantragten Unterstützung künftig für mehrere mittellose Kinder sorgen müssten. Anträge auf Heimatrecht

All jene, die zwar im Ort verweilten, aber

- 16 Zunächst war das Gesetz über die Ansässigmachung und Verehelichung vom 01.07.1834 Grundlage für Zuwendungen, insbesondere auch unter den Handwerkern, da von der Ansässigmachung auch die Erteilung einer Handwerkskonzession abhing. Vgl. Hesse 1971 (wie Anm. 5), S. 167 f.
- 17 Vgl. Protokollenbuch (wie Anm. 10), Bd. 1, Eintrag vom 12.08.1852 [ohne Seitenzahl].
- 18 Ebd., Bd. 1, Eintrag vom 05.06.1857 [ohne Seitenzahl].
- 19 Geldleistungen wurden bis 1873 zunächst in den Währungseinheiten Gulden (fl), Kreuzer (xr) und Pfennig (Pf) gezahlt. 1 Gulden = 60 Kreuzer = 240 Pfennige. 1873 trat mit dem Münzgesetz an die Stelle des Guldens die Reichswährung Mark und Pfennig. In Bayern wurde die Markwährung erst 1876 eingeführt bzw. existieren die beiden Währungen für einige Zeit nebeneinander. Vgl. Springer 2012 (wie Anm. 12), S. 41 f.
- 20 Protokollenbuch (wie Anm. 10), Bd. 2, S. 222 f.

für Angehörige, die einem Neuansässigen nachfolgen wollten, wurden – sofern die finanzielle Versorgung nicht gewährleistet war – rigoros abgewiesen.

»GELD IST NOCH NICHT BEIGEKOMMEN«²¹ –

DIE VERGABE VON ZUWENDUNGEN AUS DER ARMENKASSE

Das Budget der Armenkasse verfügte nur über begrenzte Mittel, das heißt, je mehr Anträge eingingen, desto kärglicher fielen die Zuteilungen aus. Die Folge davon war, dass die ohnehin dürftigen Zuwendungen gekürzt wurden, sobald die Zahl der Antragsteller stieg. Im Jahr 1879 wurde beispielsweise der Katharina Z. die Unterstützung »in Anbetracht der sich mehrenden unterstützungsbedürftigen Personen von 1,50 M per Woche auf 1 M«²² reduziert.

Die Auswertung der Protokolle zeigt deutlich: Nur wer gar kein Bar- oder Sachvermögen mehr besaß, konnte Zuschüsse beantragen. So wurde im Jahr 1880 »der Antrag der Amalia U. [...], zur Zeit in Miltenberg [wohnend] ihre rückständigen Mietzinsen zu 20 M aus der Armenkasse zu bezahlen abgelehnt, da dieselbe noch ein Vermögen von 70 M hat. Ihrem Antrag aber, sie in das hiesige Armenhaus aufzunehmen wird stattgegeben «.23 Berücksichtigt wurde bei der Festlegung der Höhe der Zuwendung, in welcher gesundheitlichen Lage sich ein Antragsteller befand. Zuwendungen für Kranke und nicht mehr arbeitsfähige Alte wurden in der Regel ohne Beanstandung geleistet.

»DIE ARMEN HABEN HIERORTS VÖLLIGE BESCHÄFTIGUNG« –

ARBEITSZWANG, EIN GRUNDPRINZIP
DER ARMENPFLEGE

Für all jene, die in der Lage waren zu arbeiten, bestand absoluter Arbeitszwang. Die Einschätzung, ob jemand arbeitsfähig war oder nicht, nahm nicht ein Arzt, sondern der Rat selbst vor. Es liegt in der Natur der Sache, dass bei einem so großen Ermessensspielraum des Gremiums in einer so existenziellen Frage hartnäckige Verhandlungen mit den Antragstellern an der Tagesordnung waren und diese Vorgehensweise ein gewisses Missbrauchspotenzial barg.

Die Protokolle sind voll von Anträgen, die immer wieder mit dem Hinweis auf die Erwerbsfähigkeit des Antragsstellers abgewiesen wurden. In Ausnahmefällen wurde die Entscheidung über die Arbeitsfähigkeit einer Person ggf. auch mit Hilfe

21 Ebd., Bd. 1, Eintrag vom 20.07.1845.

22 Ebd., Bd. 2, S. 198

23 Ebd., S. 200.

»DIE ARMEN HABEN HIERORTS VÖLLIGE BESCHÄFTIGUNG«

einer Untersuchung vom APR gefällt. Der Fall der Regina H. verdeutlicht dies: Im Mai 1864 wurde die 23-Jährige laut einem bezirksärztlichen Gutachten als unheilbar aus dem Spital in Amorbach entlassen. Sie war das älteste von drei unehelichen Kindern, die mit ihrer Mutter, der ledigen Maria H., ein Zimmer im Armenhaus Reichartshausen bewohnten.²⁴ Die Gemeinde, die nun für die Versorgung der Kranken zuständig war, bewilligte der Mutter am 1. Mai 1864 täglich 6 Kreuzer zur Verpflegung.²⁵ Ein Jahr später »stellen mehrere Ratsmitglieder den Antrag, den Unterstützungs-Beitrag für Regina H. zu mindern, da derselbe zu hoch sei und H. noch leichte Arbeiten verrichten könne. «26 Offensichtlich stieß dieser Antrag auf Widerstand seitens der Familie H., denn bereits zwei Tage später verzeichnet das Protokoll, dass »nach vorgenommener Untersuchung, die ledige Regina H. als befähigt erachtet [wird], leichte Arbeiten zu verrichten.«27 Im Juli 1877 meldete sich Regina H. sogar als Pflegerin für die erkrankte Katharina Z., der eine »Wärterin« beigestellt werden musste. Als Entschädigung erhielt Regina H. monatlich 1 M 50 Pf.28

Zwei Jahre später, im Februar 1879, findet sich ein Antrag der Regina H. auf Feuerholz. Das Gremium beschloss, 2 Ster Prügelholz für sie anzukaufen. Sie »erhält jedoch die Weisung im Sommer sich nach Kräften Leseholz zu sammeln.«29 Im März 1881 wurde ein »erneuter Antrag der Regina H. auf Unterstützung an Holz zurückgewiesen, da dieselbe verflossenen Sommer oft genug aufgefordert wurde, sich Holz im Wald zu sammeln und die Gemeinde mit Rücksicht auf Ihren angeblichen Krankheitszustand sich erbot, das gesammelte Holz heim führen zu lassen, was sie aus Bequemlichkeit und auf ihre Unterstützung rechnend absichtlich unterließ. «30 Im Mai 1881 stellte Regina H. einen Antrag auf erhöhte Unterstützung für die Pflege der kranken Katharina Z. Dem Antrag wurde mit einer Auflage stattgegeben. Sie erhielt 50 Kreuzer mehr pro Monat mit dem Zusatz: »Nimmt sie diesen Antrag nicht an, so wird ihr von heute an ihre wöchentliche Unterstützung v. 50 xs entzogen.«31 Bereits einen Monat später beantragte sie erneut eine Erhöhung um zehn Kreuzer, da die Pflege der im Sterben begriffenen Kranken aufwändiger wurde. Auch diesem Antrag wurde stattgegeben, aber gleichzeitig reduzierte man ihr ihre eigene Unterstützung, da sie durch die Pflege der Kranken mehr Geld verdiente.³² Einen Monat später verlangte Regina H. eine Sonderzuwendung für das Ankleiden der Leiche der Katharina Z.

Dieser Antrag wurde zurückgewiesen, »da die Antragstellerin persönlich und freiwillig sich erbot, das Reinigen des Bettes und Zimmers gegen Ueberlassung der zurückgelassenen Kopfkissen zu besorgen. Das Ankleiden der Leiche war besorgt ohne die Antragstellerin ebenso das Legen in den Sarg. «53 Der letzte Satz verdeutlicht zum einen die bittere Armut der Hausbewohner und zum anderen, wie um die Bezahlung jeden Handgriffs gerungen wurde.

»DER BEVOLLMÄCHTIGTE BRINGT VOR, DASS DIE MARIA ANNA B. WEDER ZU EINER NÄHERIN IN DIE LEHRE NOCH ZU JEMAND IN DEN DIENST MÖGE.«34

ARBEITSERZIEHUNG, EIN WEITERES GRUND-PRINZIP DER ARMENPFLEGE

Besonderen Wert legte der APR auf die Ausbildung der Jugendlichen, so dass diese zukünftig nicht die Armenkasse belasten würden. Sie gewährten Zuschüsse zu Lehrgeldzahlungen an ausbildende Handwerker, vermittelten Lehrstellen und übten in vielen Fällen durch die Kürzung der Unterstützung Druck auf die Eltern aus, ihre Kinder in eine Lehre zu bringen oder diese anderweitig zu »verdingen«.

33 Ebd., S. 209.

34 Ebd., Bd. 1, Eintrag vom 20.07.1845.



Zu einer besonders drastischen Maßnahme griff der APR im Fall des Antrags auf Unterstützung des kranken Familienvaters Valtin M. Er wurde abgewiesen, da er erstens noch arbeitsfähig sei und zweitens »seine Frau u. Kinder täglich Geld verdienen könnten. « Der APR ging sogar so weit, an das königliche Bezirksamt mit der »gehorsamen Bitte« zu schreiben, es »wolle sich dafür verwenden, dass Karl M., Sohn des Valtin M., 14 Jahre alt, gesund und kräftig, bei einem Meister in die Lehre gebracht wird. Da die hiesige Armenkasse mittellos ist und aus der Gemeindekasse

²⁴ Vgl. ebd., Bd. 2, S. 86.

²⁵ Vgl. ebd., S. 84.

²⁶ Ebd., S. 100.

²⁷ Ebd., S. 102.

²⁸ Val ehd S 19

²⁹ Ebd., S. 197.

³⁰ Ebd., S. 204.

³¹ Ebd., S. 207.

³² Val ehd S 20

Armenfürsorge auf dem Land



Zuschüsse an dieselbe geleistet werden müssen, so kann für denselben ein Lehrgeld nicht gezahlt werden, [da er] in der größten Gefahr ist, zu verderben und verdorben zu werden. «35

Dass ältere Kinder bereits ihren Beitrag zur Haushaltsversorgung zu leisten hatten, zeigt das Schicksal der drei Waisenkinder Klara Anna, Johanna und Maria Eva H. aus Reuenthal. Der APR zahlte den drei Pflegefamilien jeweils dem Alter der Kinder entsprechend unterschiedlich hohe jährliche Pflegesätze. Je älter die Kinder, desto besser einsetzbar waren sie und dementsprechend verringerten sich die Pflegesätze:

»1. Das älteste Klara Anna 11 Jahre alt übernimmt Klara K. in vollständige Verpflegung. [Sie] übernimmt die Sorge auf 2 Jahre vom 1. Januar 1881 an gegen eine Entschädigung von 5 M pro Jahr. Ferner soll ihr für Anschaffung für entsprechende Kleidung für die Erstcommunion eine Entschädigung von 20 M gewährt worden.

- 2. Das andere Kind Johanna übernimmt Johann K. von Miltenberg auf die Dauer von 5 Jahren bis zur vollendeten Erstcommunion gegen eine jährliche Entschädigung von 10 M – zehn Mark – er verspricht gehörige Sorge für entsprechende Wohnung, Kost u. Kleidung.
- 3. Das jüngste Maria Erna übernimmt Margaretha Link von Miltenberg auf die Dauer von 8 Jahren bis zur vollendeten Erstcommunion des Kindes gegen eine jährliche Entschädigung von 30 M dreißig Mark –; auch sie verspricht gehörige Sorge für entsprechende Wohnung, Kost u. Kleidung des Kindes zu sorgen. Dieser Vertrag hört auf resp. ändert sich falls die Mutter der Übernehmerin unter genannter Frist sterben solle.«³⁶

»AGATHA Z. VERLANGT EIN ARMUTSZEUGNIS, WAS DERSELBEN GEGE-BEN WIRD« –

FRAUEN, DIE WEITAUS GRÖSSTE GRUPPE DER UNTERSTÜTZUNGSEMPFÄNGER

Die Protokolle der Armenpflege zeigen, dass die größte Gruppe der Bedürftigen Frauen

36 Ebd., Bd. 2, S. 202 f.

Botengänge waren eine typische Arbeit für die ärmere Bevölkerung (Foto um 1900). BILD: STADT- UND WALL-

FAHRTSMUSEUM WALLDÜRN

waren. Vor allem ledige Frauen mit unehelichen Kindern, Kranke und ältere Witwen traten als Antragsteller auf. Über Jahrzehnte hinweg sind matriarchal strukturierte »Mutter-Kinder-Familien« in den Protokollen nachweisbar, die es in der Regel nicht schafften, sich innerhalb einer Generation aus der Armut zu emanzipieren. Wie sehr die uneheliche Kindsempfängnis die ortsarmen Frauen stigmatisierte, ist nicht immer eindeutig feststellbar. Ein Leumundszeugnis für Maria Anna H. und ihre drei Kinder aus dem Jahr 1861 lässt mit der Formulierung »Leumund untadelhaft mit der

Ausnahme der Zeugung mehrerer unehelicher Kinder«³⁷ eine gewisse Abgeklärtheit über die sittliche Realität vermuten. In einem untypischen und sehr wohlwollenden Zusatz zu den normalerweise sehr nüchtern gehaltenen Zeugnissen wird erwähnt, »daß sie alle zur Führung eines Haushalts erforderlichen Kenntnisse besitzt, insbesondere in allen Näharbeiten sehr geschickt und bewandert ist. Sodann auch in jeder Beziehung sehr fleißig und sorgsam ist. «³⁸ Trotz dieses so wohlwollenden Zeugnisses schaffte es Maria

37 Ebd., S. 44.

38 Ebd., S. 45.



Hausierhandel war eine häufige Einnahmequelle für unterbäuerliche Schichten. Hausiererinnen aus Walldürn auf dem Markt, die ihr Auskommen mit dem Verkauf von Lebkuchen und Wallfahrtsdevotionalien in der Umgebung hatten (um 1885). BILD: STADT- UND WALLFAHRTSMUSEUM WALLDÜRN

5 Ebd., Bd. 2, S. 214



Anna H. mit ihren Kindern nicht aus der Bedürftigkeit.

Eine andere Einschätzung von Seiten des APR erfuhr der Lebenswandel der »Theresia S., Tochter des verlebten Wendelin S. von Neudorf. [Sie] führt einen durchaus liederlichen und vielfaches Ärgernis gebenden unsittlichen Lebenswandel. Dieselbe geht jetzt mit dem 4ten Kinde schwanger und die ganze Familie lebt in beständigem Hader untereinander, so dass dadurch in der Gemeinde ein äußerst böses Beispiel gegeben wird. « Den Lebenswandel der Theresia S. empfanden die Räte als so störend, dass sie diese als ein die öffentliche Sicherheit gefährdendes »Subjekt « einstuften und an das Herrschaftsgericht meldeten. ³⁹

39 Ebd., Bd. 1, Eintrag vom 26.01.1846.

Wer viele Kinder zu versorgen hatte und wie die Witwe G. aus Reuenthal beim königlichen Landgericht gegen die Halbierung der ihr zugewiesenen Zuwendungen protestierte, sich aber gleichzeitig weigerte, der Forderung des APR, eine Arbeit zu finden, nachzukommen, dem wurden radikale Lösungsvorschläge unterbreitet: Der Witwe wurde im Juli 1875 nahegelegt, »ihren ältesten 12 jährigen Knaben bei anderen Leuten gegen Kost und Kleidung unterzubringen. « Der Vormund des Kindes legte daraufhin Beschwerde ein, was dazu führte, dass der Rat einen Gewährsmann zur Lage der Witwe befragte. Dieser bestätigte, dass diese ihren Sohn »recht leicht unterbringen könne und die Minderung der Zuwendung gerechtfertigt sei. «40

»TAGLOHN WÜRDE IHN VOR DEM MANGEL SCHÜTZEN«41 –

DAS PROFIL MÄNNLICHER
UNTERSTÜTZUNGSEMPFÄNGER

Männer, die als Antragsteller in den Protokollen erscheinen, sind verhältnismäßig unterrepräsentiert. Neben Kranken und nicht mehr erwerbsfähigen Alten waren vor allem Knechte, Dienstboten und ledige Tagelöhner Antragssteller. Typische Be-

.....

40 Ebd., Bd. 2, S. 177 ff.

41 Ebd., Bd. 1, Eintrag vom 25.05.1854.



schäftigungen für Tagelöhner im Odenwald waren Feldarbeiten, Steinhauer-Tätigkeiten, Forst- und Weinbauarbeiten. In dem an das königliche Landgericht im Oktober 1856 übersandten Bericht über das Armenwesen wird darauf hingewiesen, dass »die Armen hierorts völlige Beschäftigung« haben. 42 Diese sehr optimistische, wenn nicht beschönigende Beschreibung mag im Jahr 1856 Geltung gehabt haben, widerspricht aber anderen Protokolleinträgen. Diese lassen vermuten, dass der Tagelohn in der Regel nicht die ganzjährige Versorgung der Männer gewährleistete. Denn noch im Jahr zuvor wurde ein Heiratsgesuch mangels Grundbesitz mit dem Hinweis auf unzureichende Beschäftigungsmöglichkeiten für Tagelöhner abgewiesen.43

42 Ebd., Bd. 1, Eintrag vom 14.06.1856.

43 Ebd., Bd. 1, Eintrag vom 21.10.1855.

Häufig traten verarmte Handwerker wie Schneider und Schuster als Antragsteller auf. Das negativ beschiedene Gesuch des Franz Matthias M. vom Januar 1880 auf »Ansässigmachung als Schuhmacher und zur Verehelichung« beschreibt die Kernproblematik, wie sie symptomatisch für die Lage des kleingewerblichen Handwerks im ländlichen Bayern wie im ländlichen Baden in der Mitte des 19. Jahrhunderts war: »1. Die Schuhmacherkonzession allhier gewährt einen Nahrungsstand um so weniger, da nicht nur in der Umgegend ansäßige Schuhmacher überzählig vorhanden, sondern in hiesiger Umgebung selbst zwei Schuhmachermeister schon ansäßig sind, die aus ihrem Gewerbe allein sich zu ernähren nicht im Stande sind.

2. das Vermögen, welches Bittsteller besitzt, ist zu unbedeutend als daß dadurch noch der



Nahrungsstand nachhaltig gesichert werden könnte.

3. Leben dessen Eltern noch u. befinden sich dießelben in einem Alter u. Gesundheitszustande, dass dieselben noch lange Jahre dem Bittsteller zur Last fallen können, wodurch der ohnehin nicht ausreichend Nahrungsstand um so mehr gefährdet wäre. «⁴⁴

WEGE AUS DER VERWALTETEN ARMUT

Im Fall der drei Odenwald-Gemeinden sind es im Wesentlichen über 60 Jahre hinweg die gleichen Familien, die zu den Bedürftigen gehören. Die Situation der mittellosen Antragsteller – dies lassen die Protokolle ganz klar erkennen – verbesserte sich über die Jahrzehnte nicht. Die Protokollbücher zeigen an konkreten Beispielen, wie die Politik im 19. Jahrhundert dabei scheiterte, dringende soziale Probleme zu lösen. Die Sozialfürsorge beschränkte sich im Wesentlichen auf eine, wie Klemens Hotz

so trefflich formuliert hat, Verwaltung der Armut. ⁴⁵ Das Gesetz über die »Ansässigmachung und Verehelichung« wurde erst 1868 gelockert und das Vetorecht der Gemeinden bei Heiratswilligen in unsicheren Vermögensverhältnissen auf ein Einspruchsrecht reduziert.

44 Ebd., S. 5.

45 Vgl. Hotz 1991 (wie Anm. 15), S. 20.



Daseinsvorsorge im Sinne moderner Sozialfürsorge und Arbeitnehmerschutzrechte existierte nicht. Erst das von Bismarck eingeführte Versicherungswesen mit Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung markiert den Beginn einer Wende, die im Bereich der Land- und Forstwirtschaft allerdings erst mit der Reichsversicherungsordnung von 1911 herbeigeführt wurde. 47

46 Hesse 1971 (wie Anm. 5), S. 13.

47 Hotz 1991 (wie Anm. 15), S. 31.

Ob und welche Wege die Bedürftigen der drei Gemeinden aus der Armut herausführten, ist unbekannt. Eine viel genutzte Möglichkeit, den diskriminierenden Lebensbedingungen im 19. Jahrhundert zu entkommen, war die Auswanderung nach Amerika. In den Jahren von 1850 bis 1855 wanderten allein aus Baden 4,5 Prozent der Bevölkerung aus. 48 Die Abschrift einer Ministerialverordnung im Protokollbuch aus dem Jahr 1855, welche die Armenpfleger auf eine mögliche zukünftige Belastung der Armen- und Gemeindekassen durch die potenzielle Rückwanderung gescheiterter Auswanderer und der damit verbundenen Kosten aufmerksam macht, zeigt, wie attraktiv der Aufbruch in die neue Welt für Mittellose gewesen sein muss.49



⁴⁹ Abschrift einer Ministerialverordnung vom 22.01.1855 im Protokollenbuch, Bd. 1, Eintrag vom 25.06.1855.



DIE AUTORIN

MARGARETA SAUER, Jahrgang 1978, M. A., Studium der Europäischen Ethnologie, Geschichte und Anglistik an der Universität Würzburg. Seit 2016 Leiterin des Odenwälder Freilandmuseums in Walldürn-Gottersdorf.

Das Schuster-Handwerk ist ein typisches dörfliches Gewerbe. Die Einnahmen eines Schusters waren oft zu gering, um eine Familie zu ernähren. BILD: ARCHIV DES ODENWÄLDER FREILANDMUSEUMS

Alois Z. war der letzte Bewohner des Hauses. Er wohnte bis 1952 im Armenhaus. Im Dachgeschoss hatte er eine Schusterwerkstatt eingerichtet. BILD: ARCHIV DES ODENWÄLDER FREILANDMUSEUMS



»DIE ARMEN HABEN HIERORTS VÖLLIGE BESCHÄFTIGUNG« Amenfürsorge auf dem Land



»Reichartshausen, den 14. Juni 1856

Gehorsamer Bericht des Armenpflegschaftsrates v.h. Armenwesen pro 1855/56 betr. Königliches Landgericht!

Auf Weisung v. 16 .vor. Mts. wird erstattet:

- 1. Eine resp. Überbürdung liegt hier nicht vor.
- Die Armen haben hierorts völlige Beschäftigung; den Sommer über finden noch Auswärtige hier Verdienst.
- Bei geringeren Krankheiten finden die Armen hierorts Verpflegung, bei schwierigen ist das Spital zu Amorbach zur Aufnahme bereit.
- 4. Bettelngehen findet von diesseitigen Armen gar nicht statt, gegen Fremde wird die größte Wachsamkeit von der Lokalbehörde entwickelt.
- 5. Die etwa der Gefahr der Verwahrlosung ausgesetzter Kinder werden bei ordentlichen Pflegeeltern untergebracht und streng überwacht.
- 6. Das sittliche und religiöse Betragen der Dienstboten anlangend, so wäre hierin noch vieles zu wünschen, namentlich in Bezug auf Treue, Fleiß, Nüchternheit und Sparsamkeit und möchte die sittliche u. religiöse Verkommenheit der Familien, denen die Dienstboten abstammen, wie vieler Familien ihrer Dienstherrschaften der Hauptgrund dieses Übels sein.

- 7. Schulpflichtige Kinder werden von Tanzbelustigungen und Wirtshausbesuch strengstens abgehalten u. etwaige Zuwiderhandlungen ernstlichst geahndet.
- 8. Tanzmusiken werden nur sehr wenig u. Freinächte gar keine gestattet; eine Entheiligung der Sonn-u. Feiertage kommt nicht vor.
- 9. Verbotene Spiele finden hierorts nicht statt. Die Sucht, in der Lotterie, dieser Pest, in sittlicher und spezialer Beziehung, fängt auch hier an, ihr Unwesen zu treiben.
- 10. Eine Filialsparkasse besteht zwar u. ist als resp. Kassier der zeitliche Armenpfleger W. Schlachter aufgestellt; allein Einlagen werden nicht gemacht, was seinen Grund in der nahen Lage Distr. Sparkasse hat.
- 11. Besondere Wohltätigkeitsvereine bestehen hier nicht.
- 12. Auch befinden sich hier weder Buchdruckereien, noch Leihbibliotheken.

Hochachtungsvoll beharrt das Königl. landgericht gehorsamster Armenpflegschaftsrat«

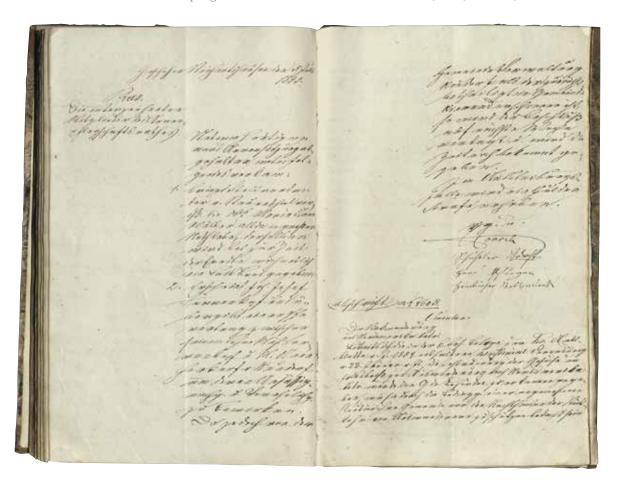
»Reichartshausen, den 14. Juni 1856

Abschrift. No. 4605 / Zirkular Die Rückwanderung aus Nordamerika betr.

Bereits dahier in der 6. bes. Anlage zum Ks.- Amtsblatte v. J. 1854 enthaltenen Ministerialverordnung v. 22. Januar v. Js. die Instruierung der Gesuche um Erlaubnis zur Auswanderung nach Nordamerika betr. wurde den Gde.- Behörden zu erkennen gegeben, wie sie durch die Bedingungen einer angemessenen Kaution ihre Gemeinde vor den Nachteilen der Rückkehr von Auswanderern zu schützen bedacht sein 134 sollen. Die äußerst drüben Zustände, welche in den Vereinigten Statten die Existenz der Letzteren zunehmend geführten, stellen die Rückkehr vieler Auswanderer und der Auswanderungsliebhaber in Aussicht. Aus diesem Anlasse werden sämtliche Armenpflegschaftsräte des

Bezirks wiederholt und besonders an die Nachteile, welche in finanzieller, sowohl als moralischer Beziehung von dem meist in größtem Elende rückkehrenden Auswanderern der Gemeinde drohen, erinnert und sich zu ihnen versehen, dass sie in oben angegebener Weise ihre Gemeinde vor Schaden zu schützen nach Pflicht und Gewissen bestrebt sein werden, um so mehr, als Lässigkeit hierin privatrechliche Haftbarkeit v. Seite der Armenpflegschaftsmitglieder begründen müsste. Dieses Anschreiben ist in das Protokollbuch aufnehmen zu lassen.

Amorbach, 25. Juni 1855, Kgl. Landgericht Hartig«





Das Protokollenbuch, Bd. 1, enthält unter dem Eintrag am 25. Juni 1855 die Abschrift einer Ministerialverordnung vom 22. Januar 1855, mit der den Gemeinden empfohlen wird, eine Kaution von den Auswanderungswilligen für den Fall einer Rückwanderung zu erheben.

BILD: STADTARCHIV AMORBACH

Abschrift eines Berichts aus dem Jahr 1856 über das Armenwesen in Reichartshausen, Reuenthal und Neudorf, der vom königlichen Landgericht in Miltenberg gefordert wurde.

BILD: STADTARCHIV AMORBACH

Zwischen zwei Welten Gastarbeiter auf dem Land



EINLEITUNG Im Rahmen des Kooperationsprojekts zeigt das Bauernhaus-Museum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg die Ausstellung »Zwischen zwei Welten – Gastarbeiter auf dem Land«. Ab 1955 kamen Gastarbeiter aus verschiedenen Ländern in die Bundesrepublik, um in deutschen Betrieben zu arbeiten. Ihr Aufenthalt sollte zeitlich begrenzt sein, die Rückkehr in die Heimatländer war fester Bestandteil der Anwerbeabkommen.¹ Aus unterschiedlichen Gründen blieben iedoch viele dieser Arbeiter auf Dauer in Deutschland, ohne dies geplant zu haben. So gerieten sie zwischen zwei Welten: Während sie hier lange als Fremde angesehen wurden, ging nach und nach auch die Verwurzelung im Herkunftsland verloren. Um dem facettenreichen Thema gerecht zu werden, sollte man sich ihm schrittweise nähern. Dabei geht es für ein ländliches Freilichtmuseum immer darum, große Geschichte im Kleinen aufzuspüren und stets herauszuarbeiten, wie weitreichende, manchmal sogar globale historische Entwicklungen sich im dörflichen Mikrokosmos auswirkten.

DER AKTUELLE DISKURS

Verfolgt man die aktuellen Diskussionen um den Begriff Integration, werden viele Fragen aufgeworfen. Im Jahr 2000 löste der damalige CDU-Fraktionsvorsitzende Friedrich Merz die sogenannte Leitkultur-Debatte aus. Er forderte »Regeln für Einwanderung und Integration und eine Definition dessen, was wir heute unter unserer Kultur verstehen«.² Vor Kurzem legte Innenminister Thomas de Maizière seine Sicht auf den Begriff in zehn Thesen dar.³ Seine zentrale Annahme dabei ist folgende: »Über Sprache, Verfassung und Achtung der Grundrechte hinaus gibt

- 1 Vgl. Jutta Höhne, Benedikt Linden, Eric Seils, Anne Wiebel: Die Gastarbeiter. Geschichte und aktuelle soziale Lage, WSI-Report, 2014, www.boeckler.de/pdf/p_wsi_report_16_2014.pdf (05.07.2017), S. 3: »Das Konzept bestand darin, ganz überwiegend junge Männer aus rückständigen Regionen zu rekrutieren und sie befristet zu den vergleichsweise hohen deutschen Löhnen arbeiten zu lassen. Anschließend würden sie als die sprichwörtlichen gemachten Männer in ihre Heimat zurückkehren. Kurzfristig schien es nur Gewinner zu geben: Die Gastarbeiter brachten ihrem Land sowohl dringend benötigte Devisen als auch neue Qualifikationen. Den deutschen Arbeitgebern ermöglichten sie die Ausweitung der Produktion, dämpften den Lohndruck und sicherten so die Gewinne.«
- 2 Naika Foroutan: 15 Jahre Leitkultur-Debatte »Wir brauchen ein Leitbild statt einer Leitkultur«. In: Mediendienst Integration – Informationen zu Fragen der Einwanderungsgesellschaft, 2015, https://mediendienst-integration.de/artikel/15-jahre-leitkulturdebatte-gast-kommentar-naika-foroutan-leitbild-statt-leitkultur. html (06.10.2017).
- 3 Vgl. Thomas de Maizière: Leitkultur für Deutschland Was ist das eigentlich? In: Bundesministerium des Innern, »Nachrichten – Gesellschaft und Verfassung«, https://www.bmi.bund.de/ SharedDocs/Interviews/DE/2017/ 05/namensartikel-bild.html (20.09.2017)

es etwas, was uns im Innersten zusammenhält, was uns ausmacht und was uns von anderen unterscheidet. « Doch die eigentliche Frage, wer oder was dieses Gemeinsame sein soll, das allenthalben beschworen wird, bleibt auch bei de Maizière offen. 4

Ende 2016 startete der Deutsche Kulturrat die »Initiative kulturelle Integration«.5 Mit fünfzehn Thesen zu kultureller Integration und Zusammenhalt schufen die Initiatoren Leitlinien für eine gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung mit Fragen der kulturellen Identitätsbildung. Die zentrale Frage lautet: Was ist uns fremd, warum und wie wird es Teil von uns? Der Ansatz zielt auf einen Erkenntnisprozess ab, nicht auf einfache Antworten. Das Bauernhaus-Museum will mit der Ausstellung »Zwischen zwei Welten« einen ersten Schritt in diese Richtung gehen. Das Bauernhaus-Museum will zunächst aufarbeiten, wie sich die ersten Wochen, Monate und Jahre für jene Menschen gestalteten, die als »Gastarbeiter« ins Allgäu kamen – in einem zweiten Schritt und einem Folgeprojekt wird der Blick dann geweitet.

»GASTARBEITER«

Bereits in den 1960er-Jahren entwickelte sich durch die Anwerbeabkommen der Bundesregierung eine Debatte um die Rechte

- 4 Die Komplexität dieser Frage wird u.a. in der sog. »Ethnizitätsdebatte« in der Kulturwissenschaft diskutiert.
- 5 Deutscher Kulturrat, Initiative kulturelle Integration, 16.05.2017, http://kulturelle-integration.de/thesen/ [18.09.2017].

und Pflichten von Zugewanderten (oder eben Fremden) in einer Gesellschaft. Aus den Gästen wurden schließlich Nachbarn: »Sie befinden sich jetzt bei uns, und daher tragen wir die politische Verantwortung für ihre Lebenschancen«, erklärte Richard von Weizsäcker 1983.6

Der Begriff »Gastarbeiter« ist problematisch – von einem Gast wird erwartet, dass er irgendwann wieder geht –, jedenfalls scheint er Integration von vornherein auszuschließen, und zwar von beiden Seiten. In einer langen Tradition, die ins 19. Jahrhundert zurückreicht, waren Gastarbeiter für die deutsche Wirtschaft der 1960er-Jahre ein »konjunkturelles Ausgleichsinstrument«, mit dessen Hilfe die Leistung von Arbeitern »in den besten Jahren« zu geringem Lohn und vermeintlich ohne Folgekosten ausgenutzt werden konnte.⁷

Eine ehemalige Mitarbeiterin der Firma Bosch antwortete auf die Frage, was sie unter dem Begriff Gastarbeiter verstehe und wie sie ihren Alltag empfunden habe: »Immer zweite Klasse, das war immer zweite Klasse. [...] Nicht von der Arbeit her, sondern allgemein.«⁸ Obwohl der Begriff

- 6 Jeannette Goddar, Dorte Huneke: Einleitung. In: Jeannette Goddar, Dorte Huneke (Hg.): Auf Zeit. Für immer. Zuwanderer aus der Türkei erinnern sich, Bonn 2011, S. 9.
- 7 Ulrich Herbert: Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, München 2001, S. 211.
- 8 Im Rahmen eines Forschungsprojekts der Universität Tübingen wurden mehrere Gastarbeiter bei der Firma Bosch in Stuttgart interviewt. Vgl. hierzu: Reinhard Johler, Felicia Sparacio (Hg.): Abfahren. Ankommen. Boschler sein. Lebensgeschichten aus der Arbeitswelt, Tübingen 2011. S. 227.



vorbelastet ist, soll er hier dennoch weiter verwendet werden, da er nach allgemeinem Verständnis die Gruppe, mit der und zu der wir forschen wollen, recht genau erfasst: die Menschen, die in den 1960er- und 1970er-Jahren im Rahmen der Anwerbeabkommen in die Bundesrepublik gekommen sind.

DIE HINTERGRÜNDE

»Senhor Rodrigues, seien Sie in der Bundesrepublik herzlich willkommen«, kommentierte das *Handelsblatt* 1964, als der Portugiese Armando Rodrigues am Bahnhof Köln-Deutz von Arbeitgebervertretern, Politikern und sehr vielen Journalisten als millionster Gastarbeiter in Empfang genommen wurde. Bei aller

Freude sah sich die Wirtschaftszeitung aber auch gehalten, dem Portugiesen mahnende Worte mit auf den Weg zu geben: »Jetzt geht es an die Arbeit. [...] Wir wären ganz froh, wenn wir in unserem Land nicht gezwungen wären, soviel Ausländer fern der Heimat beschäftigen zu müssen. Nun sind Sie aber da, wir brauchen Ihre Hilfe, und Sie sollen es so gut haben, wie es eben geht, so gut wie es ein Gast erwarten darf. Vergessen Sie nur nicht, Deutsche denken etwas anders als Portugiesen, und Portugiesen empfinden manches anders als die Deutschen. « Passend dazu spielte die anwesende Blaskapelle nicht nur »Wem Gott will rechte Gunst erweisen«, sondern auch – und sicher ohne jede Ironie – »Auf in den Kampf, Torero«. Armando Rodrigues war vom Arbeitgeberverband zufällig ausgewählt worden, ihm wurde ein Strauß Nelken, eine Urkunde und als Geschenk ein Moped überreicht. Sein Weg führte ihn zunächst in ein Zementwerk in die württembergische Provinz, nach Blaubeuren am Fuß der Schwäbischen Alb, danach arbeitete er in Sindelfingen.9

Insgesamt kamen von 1955 bis 1973 rund 14 Millionen ausländische Arbeiterinnen und Arbeiter aus den Mittelmeerländern in die Bundesrepublik. Fast 12 Millionen verließen das Land über kurz oder lang wieder. Die Dagebliebenen und ihre Kinder und Enkel machen heute neben den (Spät-)Aussiedlern aus Osteuropa und Zentralasien die Kerngruppe

9 Handelsblatt vom 11. September 1964: »Willkommen, Senhor!«; Rheinische Post vom 11.09.1964: »Millionär« auf dem Moped, beides zit. nach: Landeszentrum für Zuwanderung NRW [Hg.]: Angekommen ... Migrantengeschichten aus 40 Jahren, www.iberer angekommen.com/Impressum/impressum.html (13.10.2017).

Gastarbeiter auf dem Sand



der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland aus. 10 Die Interessen der Vertragspartner bei den Anwerbeabkommen ergänzten sich gegenseitig. Oft kam der erste Schritt von den Anwerbeländern selbst. Viele der angeworbenen Arbeitskräfte stammten aus strukturschwachen und ländlich geprägten Regionen ohne Industrie, und man erhoffte sich durch die Anwerbung Geldflüsse zurück in die Heimat. Im Rahmen des Projekts wurde Herr L. aus Italien vom Bauernhaus-Museum als Zeitzeuge interviewt.11 Er kam 1962 nach Deutschland und berichtet über seine Gründe, Italien zu verlassen: »... mein Vater hatte Weinberge und eine Olivenplantage [...]. Industrie war keine da in den Sechzigerjahren, und mit Weinbergen

- 10 Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1949-1990, Bd. 5, München 2008, S. 41.
- 11 Das Interview wurde am 28.09.2017 als biografisches Interview geführt. Herr L. wurde 1943 in Corleone geboren. Nach Deutschland ist er am 02.07.1962 gekommen. Heute lebt er mit seiner zweiten Frau in Leutkirch und hat vier Kinder, neun Enkelkinder und eine Urenkelin.

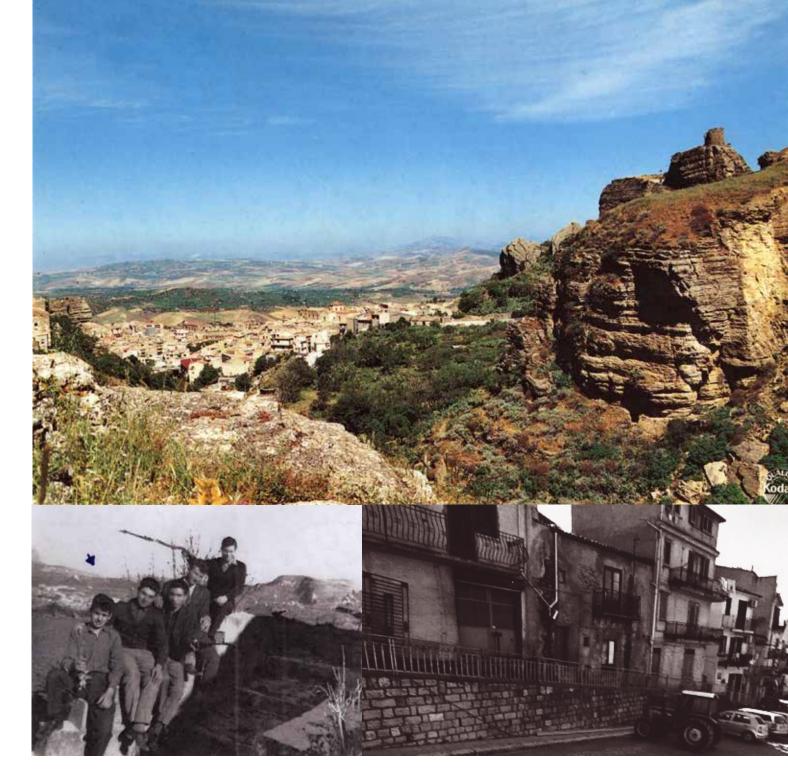
war damals ohne Maschinen kein Geld zu verdienen [...]. Man hätte Erntearbeiter bezahlen müssen ohne Gewinnaussicht. [...] Das Risiko war mir zu groß. Da hab ich gesagt, ich geh nach Deutschland, zwei, drei Jahre, spare ein bisschen Geld, und dann komm ich wieder zurück. «12 Dies erzählte mit einem schwäbischen Akzent.

Vielerorts engten zudem die meist noch sehr traditionellen Familienstrukturen die jungen Leute ein. Herrn L.s Eltern reagierten ablehnend auf den Plan ihres Sohnes, Sizilien zu verlassen und nach Deutschland zu gehen: »Die [Eltern] waren dagegen, weil ich der einzige Sohn war. Wer sollte da [den Hof] weiterbetreiben? [...]. Ja, ich habe damit gerechnet, dass ich nach drei Jahren wieder zurückkomme, um dann die Landwirtschaft zu übernehmen. Ich hatte drei Schwestern, von denen nur die eine als Schneiderin ein wenig Geld verdienen konnte. Die anderen hatten nichts, [...] da war ja keine Industrie, und die Arbeit in den Weinbergen war für Frauen zu schwer.«13 Wirtschaftliche Zwänge einerseits und die festgefahrenen Familienstrukturen andererseits veranlassten viele junge Menschen, ihrem Heimatland zumindest zeitweise den Rücken zu kehren.

In der Bundesrepublik zeichnete sich Ende der 1950er-, Anfang der 1960er-Jahre ein akuter Arbeitskräftemangel ab. Mit der Schließung der deutsch-deutschen Grenze 1961 war es für DDR-Bürger nicht mehr möglich, in der Bundesrepublik zu arbeiten.

12 Interview mit Herrn L. vom 28.09.2017.

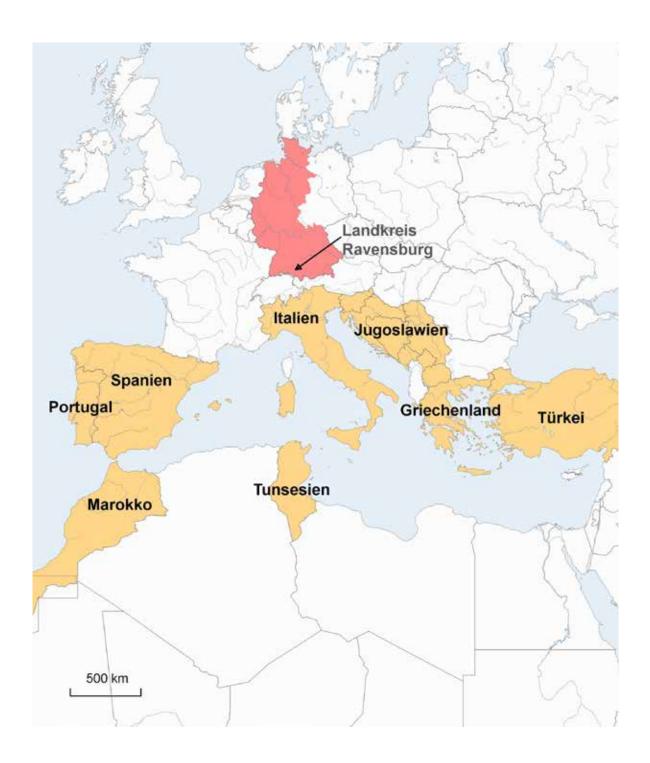
13 Fhd





Corleone (Sizilien), der Heimatort von Herrn L. FOTO: PRIVATBESITZ

Der 17-jährige Herr L. mit Freunden im Jahr 1960. Zwei Jahre später kam er nach Deutschland. FOTO: PRIVATBESITZ



Die Anzahl der arbeitsfähigen Personen war geringer als vor dem Krieg, unter anderem, weil viele Männer nicht aus dem Krieg heimgekehrt waren und es während des Zweiten Weltkriegs niedrige Geburtenraten gegeben hatte. Die Beschäftigung von Frauen war politisch nicht gewünscht – als angemessener Platz der Frau galt in den Adenauer-Jahren das traute Heim. Die 1956 eingeführte Wehrpflicht hielt zusätzlich junge Männer vom Arbeitsmarkt fern. All dies führte dazu, dass die boomende deutsche Wirtschaft ihren Bedarf an Arbeitskräften nicht mehr decken konnte. Aus Sicht der Arbeitgeberverbände übernahmen die Gastarbeiter deshalb, wie der Historiker Ulrich Herbert urteilt, die »Funktion als mobile Reservearmee des westdeutschen Arbeitsmarktes«.14 Ein damals junger Mann aus Wolfegg erinnert sich an die Zeit des »Wirtschaftswunders«: »Wie schnell, unheimlich schnell der Wiederaufbau gekommen ist, und unheimlich viel geschafft wurde, Innovationen waren da, Ideen, es war großartig. Ich wundere mich heute noch, was wir innerhalb von zehn Jahren nach dem Krieg wieder in Deutschland aufgebaut [haben] [...]. Da war ein Aufschwung da, in jeder Beziehung. Man hat sich mitgerissen gefühlt, auch schon als junger Mensch. Man wollte sich modern kleiden, man hat gespart, man hat ein Motorrädle angeschafft, das hat einfach zum Lebensstandard gehört in der Zeit. Da war ein Ehrgeiz da und eine Begeisterung.«15

So wurden zwischen dem Auswärtigen Amt in Bonn in Zusammenarbeit mit der Bundesanstalt für Arbeit und den entsprechenden Botschaften mit verschiedenen Ländern Anwerbeabkommen vereinbart. Das erste Abkommen wurde am 20. Dezember 1955 mit Italien geschlossen. Fünf Jahre später kamen Griechenland und Spanien dazu. Die Türkei einigte sich ein weiteres Jahr später mit der Bundesregierung. In den folgenden Jahren kamen Marokko (1963), Portugal (1964) und Tunesien (1965) hinzu. Jugoslawien war das letzte Land, das 1968 ein Anwerbeabkommen unterzeichnete. 16

Anfangs verständigte man sich auf das sogenannte Rotationsprinzip: Die Angeworbenen kamen für ein oder zwei Jahre ins Land, konnten mit ihrer Arbeitserlaubnis in deutschen Firmen arbeiten und mussten dann wieder in ihr Heimatland zurück; an ihre Stelle traten neu angeworbene Arbeitskräfte. Dieses Verfahren erwies sich mit der Zeit jedoch als wenig produktiv, vor allem für die Firmen, da es für sie einen finanziellen und zeitlichen Mehraufwand bedeutete, die neu angeworbenen Arbeiter jeweils wieder anzulernen.¹⁷

¹⁴ Herbert 2001 (wie Anm. 7), S. 211.

¹⁵ Interview mit Herrn W. vom 19.07.2017.

^{16 50} Jahre Anwerbeabkommen mit der Türkei. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 61. 2011, http://www.bpb.de/ apuz/59728/50-jahre-anwerbeabkommen-mit-der-tuerkei (05.07.2017).

¹⁷ Vgl. Klaus J. Bade, Jochen Oltmer: Normalfall Migration. Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 2004, sowie Höhne u. a. 2014 (wie Anm. 1).

ABLAUF DES VERFAHRENS

Um in die Bundesrepublik kommen zu können, mussten sich die Interessenten beim Arbeitsamt im eigenen Land melden, wo die Anforderungsprofile der deutschen Firmen auslagen. Danach erfolgten Eignungstests und medizinische Untersuchungen. Ein ehemaliger Gastarbeiter aus Italien beschreibt dies so: »Da waren Ärzte, da waren Angestellte, die geprüft haben, ob wir tauglich waren [...]. Man musste sich in einer Reihe hinstellen, sich nackt ausziehen, sich abtasten lassen wie beim Militär.«¹⁸
Erst nachdem diese Musterung bestanden war, wurde die Legitimationskarte ausgestellt und der Tag der Abreise mitgeteilt.

Die meisten Gastarbeiter erreichten Deutschland mit dem Zug: Aus der Türkei, aus Jugoslawien und Griechenland endeten die Züge in München, aus Spanien und Portugal kam man in Köln-Deutz an. Von dort aus wurden die Arbeiter weiterverteilt. Die Züge waren meist überfüllt und die Reise beschwerlich. »Das Zugabteil war groß und dennoch vollkommen überfüllt. Die Sitzplätze waren schlicht, die Fenster teils undicht und die Sitzmöglichkeiten aufgrund der vielen Reisenden rar. In den Ecken stapelte sich das Gepäck, es war laut, voll und vor allem eins: kalt.«¹⁹ In Deutschland angekommen, wussten die meisten nicht, wo



sich das ihnen zugewiesene Reiseziel genau befand. »Ich wusste nicht, wo Aitrach ist [...]. Der Zugbegleiter ist dann gekommen: ›du musst raus‹ und so. [...] Ich bin dann mit dem Auto abgeholt worden von der Firma.«²⁰

GASTARBEITER AUF DEM LAND

Gastarbeiter wurden nicht nur in Großstädte vermittelt; viele von ihnen fanden bei kleineren Firmen in ländlichen Gebieten Arbeit, so auch im Landkreis Ravensburg. 1961 lebten in den allermeisten Gemeinden des

20 Interview mit Herrn L. vom 28.09.2017.

Landkreises Ausländer, insgesamt 1.173. Bis 1970 verdreifachte sich diese Zahl.²¹ Auch hier wurden die neuen Arbeitskräfte dringend gebraucht.

Das Leben auf dem Land war für viele Gastarbeiter eine Herausforderung, auch wegen des unverständlichen Dialekts der Einheimischen oder deren Essgewohnheiten. »Wenn man auf dem Bau schafft, hab ich gedacht, geht es einigermaßen mit der Sprache. Dann sind wir in den Bauernhof gekommen, da haben wir nur noch wenig verstanden, und dann fing man wieder von vorne an. [...] Jaja, am schlimmsten war aber der erste Tag, als ich da war. Hauerz – kleines Dörfle. [...] Und da hat's ja nicht mal Spaghetti gegeben. [...] Der mediterrane Geschmack [hat gefehlt]. « So berichtet Herr L. aus Sizilien. Das Erlernen der Sprache und die Gewöhnung an die neuen Lebensumstände, auf die sich die Gastarbeiter einstellen mussten, boten im Alltag die größten Schwierigkeiten.

21 Durch Daten des Statistischen Landesamts Baden-Württemberg liegen die Zahlen ausländischer Arbeiter seit 1961 vor. Auch wenn es keine Aufgliederung in Art der Arbeitsmigration und in Nationalitäten gibt, ist davon auszugehen, dass es sich hierbei um Gastarbeiter handelt. www.statistik-bw.de/BevoelkGebiet/ MigrNation/01035010.tab?R=KR436 (12.07.2017). - Für die Jahre 1961 bis 1970 stehen für alle ehemals selbstständigen Gemeinden des heutigen Landkreises Ravensburg Daten zur Verfügung. Danach sind wegen der Eingliederung in größere Gemeinden oder in die Kreisstädte für viele dieser Gemeinden keine Zahlen mehr erhoben worden. Für die auch heute noch selbstständigen ländlichen Gemeinden des Landkreises Ravensburg lassen sich auch nach 1970 Angaben machen. Die entsprechenden statistischen Daten waren nicht öffentlich einsehbar. Sie wurden dem Bauernhaus-Museum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg auf Anfrage vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg zur Verfügung gestellt. Alle Berechnungen und Prozentzahlen wurden anhand dieser Angaben errechnet.

In manchen Orten stieg der Ausländeranteil im Vergleich zu anderen schneller an. Der Grund war das rasche Wachstum ortsansässiger Betriebe. Im Jahr 1961 lag zum Beispiel der Anteil der Arbeitsmigranten in Vogt bei 2,2 Prozent, im Jahr 1970 bei 7,6 und im Jahr 1973 bei 14,2 Prozent. Das dortige Unternehmen BUG entwickelte sich in diesen Jahren zu einem mittelständischen Unternehmen und benötigte neue Arbeitskräfte.²² Im Landkreis Ravensburg waren die meisten Gastarbeiter in Unternehmen der Baubranche – Baugeschäfte, Malerbetriebe, Kieswerke oder Sägewerke – beschäftigt, aber auch in Papierfabriken und Kur- oder Fachkliniken.²³

Das Beispiel der Gemeinde Aichstetten ist typisch, da die ersten Gastarbeiter im Landkreis Ravensburg ganz überwiegend Italiener waren und erst später türkische Arbeitskräfte dazukamen. Viele der dort gemeldeten Arbeiter stammten aus Sizilien, aus der Region um Palermo und Corleone. »1964 bis 67 sind viele Italiener gekommen, ja [...] und dann gab es auch ein bisschen mehr Unterhaltung, da die Italiener gerne und viel feiern«, erinnert sich der Interviewpartner Herr L.²⁴

Im Landkreis Ravensburg waren Gastarbeiter meist in Privatunterkünften, in firmeneigenen Wohnheimen, auf einem Bauernhof in der

¹⁸ Bade/Oltmer 2004 (wie Anm. 17), S. 74.

¹⁹ Johler/Sparacio 2011 (wie Anm. 8), S. 111.

²² Vgl. Xaver Sailer: Das Aluminiumwerk. In: Svenja Hecklau (Hg): Heimatbuch Vogt. Gemeinde Vogt, Katholische Kirchengemeinde Vogt, Evangelische Kirchengemeinde Vogt, Vogt 2008.

²³ Val. Meldebücher der Gemeinden Großholzleute und Aichstetten.

²⁴ Interview mit Herrn L. vom 28.09.2017.





in ihre Heimatländer zurückkehrten, blieben doch etliche in Deutschland. Herr L. begründet dies so: »Ja, ich habe immer den Gedanken gehabt, dass ich nach höchstens drei, vier Jahren zurückgehe. Dann hab ich meine damalige erste Frau kennen gelernt. Sie ist gleich schwanger geworden [...,] dann bin ich da geblieben, und jetzt habe ich insgesamt [...] vier Kinder, neun Enkelkinder und einen Urenkel. [...] Ich bin jetzt 55 Jahre hier, ich bin da unten jetzt fremd [...].«26

In der sogenannten ersten Ölkrise im Herbst 1973 verfügte der damalige Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung, Walter Arendt, einen Anwerbestopp.²⁷ Die Bundesrepublik stand vor einer Rezession und schirmte jetzt den heimischen Arbeitsmarkt vor ausländischer Konkurrenz ab. Zu diesem Zeitpunkt lebten rund 4 Millionen Gastarbeiter in Deutschland.²⁸ Der Landkreis Ravensburg zählte zu diesem Zeitpunkt 14.980 Ausländer, mit einem leichten Rückgang in den Folgejahren. Heute ist der Landkreis Ravensburg Heimat für viele ehemalige Gastarbeiter, die mit ihren Familien und Angehörigen der zweiten oder dritten Generation vor Ort leben.

26 Ebd.

27 Bundeszentrale für politische Bildung: Anwerbestopp 1973, Bonn 2011, www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/anwerbeabkommen/43270/anwerbestopp-1973



Nähe der Arbeitsstelle oder auch in Baracken untergebracht. Einige waren direkt beim Arbeitgeber beherbergt.

Die Wohnsituation, der persönliche Kontakt mit Einheimischen und anderen Arbeitsmigranten, die Freizeitgestaltung, aber auch die Aufenthaltsdauer variierten je nach individueller Situation. Manche Arbeitsmigranten kehrten bereits nach wenigen Monaten wieder zurück, andere blieben mehrere Jahre oder für immer, so auch Herr L.: »Ich lasse nicht meine Kinder da, meine Enkelkinder und gehe da runter, wo ich niemanden mehr kenne.

Ja, ich kenne nicht mal mehr alle aus meiner Verwandtschaft [...]. Zurückgehen, nie im Leben.«25

ANWERBESTOPP

Immer mehr Gastarbeiter kamen mit den Jahren in die Bundesrepublik. Die Anfangsidee einer befristeten Arbeitsmigration ließ sich nicht realisieren. Obwohl viele der Gastarbeiter nach ihrem Aufenthalt wieder

Im »Fischerhaus« waren Gastarbeiter untergebracht. Es gehört heute zum Museum. FOTO UM 1975. BILD: SAMM-LUNG DES BAUERNHAUS-MUSEUMS ALLGÄU-OBER-SCHWABEN WOLFEGG



Ormenio, der Heimatort von Malta V., liegt im äußersten Nordosten Griechenlands, in der Landschaft Thrakien, nahe der bulgarischen Grenze. 1960 waren dort die Folgen des Bürgerkriegs noch sehr deutlich zu spüren. Wirtschaftliche Perspektivlosigkeit, aber auch Neugier und die Lust, der dörflichen Enge zu entfliehen, waren für zahlreiche junge Menschen aus der Gegend starke Anreize, um ihr Glück in Deutschland zu suchen. BILD: PRIVATBESITZ.

115



ZWISCHEN ZWEI WELTEN

gastarbeiter auf dem Land

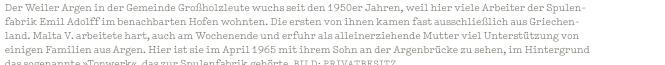
»Was verstehen wir in einer Gesellschaft, in der jedes dritte Kind über einen Migrationshintergrund verfügt, eigentlich noch unter »Integration«? Kann es uns vor diesem Hintergrund noch darum gehen, einzelne, von der >Norm<abweichende Menschen in ein bestehendes Gefüge integrieren zu wollen? Oder müssen wir Integration neu denken? Wie wollen wir in dieser durch Vielfalt und Verschiedenheit geprägten Gesellschaft künftig zusammenleben? Wie kann es uns gelingen, dass diese heterogene, zum Teil gespaltene, Gesellschaft zusammenwächst? Welche Rolle kann in diesem Zusammenhang Kultur spielen?«

Burkhard Blienert, Kamila Schröder Die (vermeintliche) deutsche Leitkultur – Der Wahlkampfstand des Bundesinnenministers. 2017. *URL: http://kulturelle-integration.de/artikel/die-vermeintliche-deutsche-leitkultur/* (07.09.17).

das sogenannte »Tonwerk«, das zur Spulenfabrik gehörte. BILD: PRIVATBESITZ





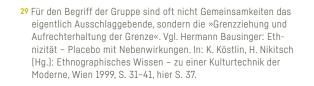


Es waren solche Spezialspulen für die Textilindustrie, die Malta V. mit ihren Kolleginnen im Akkord herstellte. Einzelne Ausschuss-Stücke durfte sie mitnehmen und bewahrt sie heute als Erinnerung an den Arbeitsalltag auf.

Malta V. holte aus der Heimat ihre Aussteuer nach; die meisten der Textilien hatte sie unter Anleitung ihrer Mutter selbst hergestellt, wie auch diesen kleinen handgewebten Teppich. BILD: PRIVATBESITZ



FAZIT Die Ausstellung » Zwischen zwei Welten « befasst sich mit der Geschichte der »Gastarbeiter« im Landkreis Ravensburg als einem Beispiel für Integration und Ausgrenzung auf dem Land. Dabei kommen die Betroffenen selbst zu Wort und erzählen ihre Geschichten. Woher stammen sie? Welche Gründe hatten sie, in die Bundesrepublik zu kommen? Wie sind sie hierher gekommen? Das kann eine erste Brücke bauen hin zu einem Verständnis der Situation der Einzelnen. OGastarbeiter wurden als Fremde angesehen. Fremdheit ist nichts, das vorgegeben ist, sondern wird von Teilen einer Mehrheitsgesellschaft in Abgrenzung zum Eigenen definiert.29 Merkmale, die diese Fremdheitsgefühle auslösen, können verschiedene sein: Haar- und Hautfarbe, Religion, Sprache,... Die daraus resultierende, oft ablehnende Haltung und die Befürchtungen, die Fremdes oder eben »Anderes« auslösen können, erschweren jede Bemühung um Integration. Der Umgang mit Fremdheit ist auch Thema des eingangs erwähnten Folgevorhabens. Das Museum wird sich im Rahmen des EU-geförderten Interreg-V-Projekts »Migration nach Vorarlberg und Oberschwaben«in den kommenden beiden Jahren umfassend und mit unterschiedlichen Projekten diesem großen Themenkomplex widmen. Es ist an der Zeit.





DIE AUTOREN

VERENA AMANN, M.A., Jahrgang 1989, Studium der Empirischen Kulturwissenschaft an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, mit dem Masterabschluss im Jahr 2015. Seit mehreren Jahren als freie Mitarbeiterin in verschiedenen Museen tätig und von Januar 2016 bis Dezember 2017 wissenschaftliche Volontärin im Bauernhaus-Museum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg.

CHRISTOPH MAYR, M.A., Jahrgang 1979, studierte Europäische Ethnologie und Philosophie in Freiburg und Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen. Er absolvierte sein Volontariat im Rieser Bauernmuseum Maihingen (heute Museum KulturLand Ries), war freier Mitarbeiter im Museum der Gartenkultur in Illertissen, Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Museums Illertissen und leitete im Jahr 2017 das Bauernhaus-Museum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg.

ANDREA MARIA SCHRECK, M.A., Jahrgang 1962, studierte in Freiburg Volkskunde und Ethnologie. Seit 2004 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bauernhaus-Museum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg.

CHRISTINE HUT, Jahrgang 1990, ist Europäische Kulturhistorikerin B.A. und derzeit in ihrem Masterstudium Mediating Culture. Als Praktikantin im Bauernhaus-Museum war sie eingebunden in die Entwicklung der Sonderausstellung »Zwischen zwei Welten«.



Neben einem T-Shirt bekam Herr L. zum 50. Jahrestag auch diese Glocke. Seine Freunde teilten ihm mit, dieses Geschenk bedeute, dass er nun auch offiziell als Allgäuer akzeptiert sei. BILD: PRIVATBESITZ



Ausgrenzung. Akzeptanz. Vernichtung. Württembergisches Landjudentum



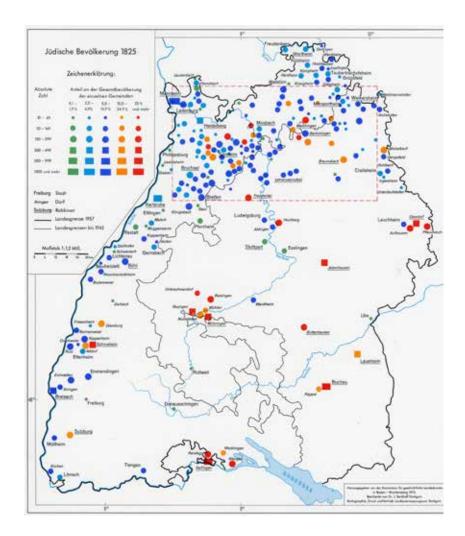
WILFRIED SETZLER
FREILICHTMUSEUM BEUREN

·

VON DER STADT INS DORF: NACH DEN POGROMEN KAM DIE VERTREIBUNG Im Verlauf des späten Mittelalters wurden in fast allen Territorien Südwestdeutschlands die Juden vertrieben. Dies gilt für die Reichsstädte – Überlingen (1430), Augsburg (1438), Konstanz (1448), Heilbronn (1476), Reutlingen (1495), Ulm (1499) – ebenso wie für die Territorialherrschaften. Ähnlich wie in Heidelberg 1390 wurden auch in Tübingen im Zusammenhang mit der Universitätsgründung 1477 durch den Grafen Eberhard im Bart die dort lebenden Juden ausgewiesen, 1498 erfolgte für »dise nagenden würm, die juden« ein das ganze Herzogtum Württemberg umfassendes Niederlassungsverbot. • Begründet wurden diese Ausweisungen mit alten antijüdischen Vorurteilen, mit den von der Kirche gestützten Vorwürfen, die Juden seien die Mörder Christi, Gotteslästerer, würden die »Brunnen des Landes vergiften«, Ritualmorde begehen, Christenkinder schächten, Hostienschändung betreiben und dergleichen mehr. In Wirklichkeit aber standen hinter dieser judenfeindlichen Politik handfeste wirtschaftliche und politische Interessen. Hand in Hand mit den Vertreibungen ging meist ein genereller Erlass aller Schulden, die Christen bei den Juden hatten, nicht selten wurde zudem jüdisches Vermögen konfisziert und kommunalisiert. In Überlingen und Ulm dienten gar die Grabsteine der nach der Vertreibung zurückgebliebenen Friedhöfe dem Münsterbau. Vor allem aber wurden die Juden als lästige Konkurrenten im Handel und Gewerbe sowie in Bankgeschäften ausgeschaltet. Dazu beigetragen hat auch die zögerliche, gleichgültige und stets nur auf ihren eigenen Vorteil gerichtete Politik der deutschen Kaiser, die all die Ausschreitungen und Exzesse gegenüber den Juden nach anfänglichen Protesten dann doch jeweils tolerierten.

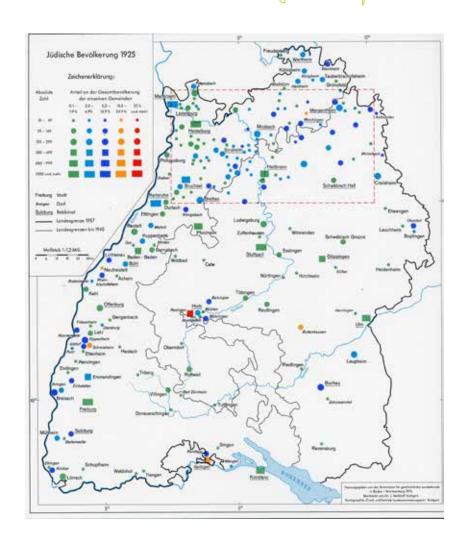
1 Stefan Lang: Ausgrenzung und Koexistenz. Judenpolitik und jüdisches Leben in Württemberg und im >Land zu Schwaben< (1492–1650). Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 63, Ostfildern 2008, S. 29–39, 41, 51.

Württenbergisches Landjudentum



Die Vertriebenen wurden in alle Winde verstreut. Nur ein kleiner Teil fand eine neue Bleibe in der Nähe der alten Heimat. Doch geschah dies nun nicht mehr in den Städten, sondern vereinzelt und zersiedelt auf dem Land. Das jüdische Leben im deutschen Südwesten blieb über viele Jahrzehnte

»atomisiert«.2 Im Herzogtum Württemberg blieb man bis zum Ende des alten Reiches 1803/06 bei der judenfeindlichen Politik, ja man versuchte sogar, diese auch in den benachbarten Territorien durchzusetzen.



DIE »JUDENDÖRFER« AM **NECKAR UND AUF DER ALB**

In der südlichen Hälfte des heutigen Württembergs lassen sich Juden im 16. und 17. Jahrhundert lediglich in den am oberen Neckar in der Nähe Horbs liegenden ritterschaftlichen Dörfern Baisingen, Mühringen und Rexingen sowie in der Reichsstadt Buchau am Federsee nachweisen. Zur

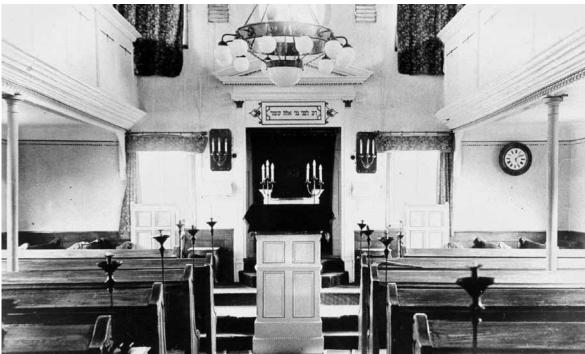
gezielten Ansiedlung von Juden durch den örtlichen Adel kam es dann im 18. Jahrhundert in weiteren fünf Dörfern: durch die Herren Keller von Schlaitheim in Nordstetten bei Horb 1712, durch die Reichsfreiherren von Welden in Laupheim bei Ulm 1724, durch die Herren von Saint-André in Wankheim bei Tübingen 1776, durch die Reichsfreiherren von Liebenstein in Jebenhausen bei Göppingen 1777 und in Buttenhausen auf

² Anna C. Fridrich: Zur Entstehung von Landjudengemeinden. In: Rolf Kießling (u. a.): Räume und Wege. Jüdische Geschichte im Alten Reich 1300-1800, Berlin 2007, S. 36.



der Schwäbischen Alb 1787.3 Die Zahl der Familien war meist begrenzt. 1765 lebten in Baisingen 15 Familien, 1771 waren es 21, Ende des Jahrhunderts 24 Familien. In Jebenhausen wurden 1777 20 Familien aufgenommen, in Buttenhausen 1787 25 Familien. Immerhin garantierte diese Anzahl die Bildung eines Minjan, jener Gemeinschaft von mindestens zehn religionsmündigen Männern, die man zur Abhaltung eines gemeinsamen Gottes-

3 Zu diesem, den »Judendörfern« und den folgenden Zahlen siehe: Paul Sauer: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern. Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 18, Stuttgart 1966.



AUSGRENZUNG. AKZEPTANZ. VERNICHTUNG

(chirabische) uden

dienstes, zum Lesen der Tora und zum Gebet benötigt.

Das Verhältnis zwischen Juden, christlicher Bevölkerung und adliger Ortsherrschaft regelten überall sogenannte Schutzbriefe, die zeitlich befristet waren. Nach Ablauf wurden sie in der Regel neu ausgehandelt. Die Ortsherrschaft garantierte darin den Iuden rechtlichen und physischen Schutz, zudem gewährte sie ihnen meist Freiheit in religiösen Angelegenheiten. Dafür hatten die Iuden ein jährliches »Schutzgeld«, mitunter auch weitere Abgaben zu bezahlen. In Baisingen beispielsweise betrug das »Schutzgeld« 15 Gulden, zudem musste jede Familie der Herrschaft jährlich eine Gans abliefern.

Untergebracht wurden die »Schutzjuden« gewöhnlich in eigens für sie errichteten Häusern der Herrschaft, wofür sie natürlich einen Hauszins zu leisten hatten. Ausnahmen bildeten Jebenhausen, Buttenhausen und Laupheim. In Jebenhausen wies Freiherr von Liebenstein die christliche Gemeinde an, den Juden »um einen billig geringen Preis« Plätze zum Häuserbau zuzuweisen, in seinem Dorf Buttenhausen überließ er den Juden kostenlose Plätze, wo sie dann auf eigene Kosten Häuser errichten konnten. Ähnlich war es in Laupheim. Dadurch entstanden in diesen drei Orten ghettoartige, von den Christen getrennte Judensiedlungen.

Zu den Abgaben gehörte überall auch die Pacht für den jüdischen Friedhof. Nicht selten mussten die Juden für die Nutzung dörflicher Strukturen wie Brunnen, Wege

und Stege an die örtliche Gemeinde einen Ausgleich erbringen. Deutlich wird: Bei dem einen oder anderen der Ortsherren mag für die Zulassung von Juden in ihren Dörfern eine aufgeklärte Gesinnung eine gewisse Rolle gespielt haben, doch stand bei allen das finanzielle Interesse im Vordergrund.

123

Da es den Juden in der Frühneuzeit verwehrt war, Landwirtschaft zu betreiben, ein Handwerk auszuüben oder Grundbesitz zu erwerben, blieben ihnen nur wenige Betätigungsfelder zum Broterwerb. Verdienstmöglichkeiten am Ort gab es so gut wie keine. So lebten fast alle vom »Schacherhandel«, zogen mit einem kümmerlichen »Bauchladen« übers Land von Haus zu Haus. Manche versuchten sich dabei auch in kleinen Geldgeschäften, im Viehhandel oder als Geschäftsvermittler gegen Provision. Erschwert wurde ihnen diese Tätigkeit mancherorts durch diskriminierende Einreisebedingungen. Im Herzogtum Württemberg, in den dortigen Städten mit ihren Märkten und Messen, durften sie sich nur tagsüber aufhalten und auch dies nur, wenn sie sich zuvor einen Geleitbrief oder einen christlichen Geleitsmann verschafft hatten – gegen Bezahlung natürlich. Kein Wunder, dass die meisten jüdischen »Handelsleute« ein kümmerliches Dasein führten.

Immerhin konnte in all diesen Orten die jüdische Minderheit ihre Gemeinschaft in weitgehender Autonomie selbstständig organisieren und ihr religiös-kulturelles Leben nach eigener Tradition gestalten.



Württenbergisches Landjudentum

Nicht überall geschah dies auf gleiche Weise. Je nach Herkunft oder unterschiedlichen Gewohnheiten entwickelten sich in Brauch, Speisezubereitung, Ritus und Liturgie örtliche Eigenheiten. Doch im Großen und Ganzen glichen sich die Gemeinden in ihrer



Infrastruktur und in ihrer Lebensgestaltung.
Den Mittelpunkt des Gemeindelebens
bildete die Synagoge. Wie in den christlichen Kirchen jener Zeit hatte in ihr jedes
(männliche) Gemeindemitglied seinen
festen Platz ererbt oder erkauft, wobei es
bessere und schlechtere, teurere und billigere
Plätze gab. Der obligatorische sabbatliche
Gottesdienstbesuch der Männer, die größtenteils wochentags als Kleinhändler unterwegs waren, war so nicht nur ein Ausdruck
der Frömmigkeit, sondern auch ein Verweis

auf die Stellung und den Status des Einzelnen innerhalb der Gemeinde. Zur Infrastruktur der Gemeinden, von den Schutzherren ebenso gestattet wie der Bau von Synagogen, gehörte die Mikwe, das Tauchbad mit fließendem Wasser, sowie der Friedhof, der zu-

nächst gepachtet, später dann aber als gemeinschaftliches Eigentum erworben wurde.

Die Gemeindeorganisation zeigte gewisse »demokratische« Prinzipien. Die Gemeindemitglieder wählten ihre Vorsteher sowie die ihnen zur Seite stehenden Beisitzer. Diese legten die internen Abgaben und Steuern fest, deren Höhe sich in der Regel am Vermögen der einzelnen Gemeindemitglieder orientierte, zogen diese ein und verwalteten sie. Ihnen unterstanden die Einrichtungen

der Gemeinde, sie versorgten den Armenfonds, bestellten den Lehrer, Vorsänger und Schächter und beriefen den Rabbiner.

IM KÖNIGREICH WÜRTTEM-BERG: DER LANGE WEG ZUR EMANZIPATION

Bei der großen Neuordnung Europas im Gefolge der Napoleonischen Kriege zu Beginn



des 19. Jahrhunderts fand auch die seit Jahrhunderten bestehende territoriale Aufsplitterung des deutschen Südwestens ein Ende. Von den mehreren Hundert bis dahin auf dem Boden des heutigen Baden-Württemberg existierenden Klein- und Kleinststaaten überlebten, stark vergrößert, nur die Fürstentümer Hohenzollern, das Großherzogtum Baden sowie

das zum Königreich erhobene Württemberg. Die Einverleibung der aufgelösten Reichsstädte, Grafschaften, Klosterstaaten, Fürstentümer und Ritterschaften bescherte Württemberg eine Verdoppelung seiner Fläche und seiner Bevölkerung, darunter nun erstmals auch mehrere Tausend Juden. 1817 lebten in Württemberg, wie eine Zählung ergab,

in 79 Orten 8.256 Juden, die meisten davon in der nördlichen Landeshälfte.

Aus Schutzjuden wurden nun württembergische Untertanen. Doch war der Weg hin zur Gleichstellung und Gleichberechtigung mit der christlichen Bevölkerung lang und mühsam. Sieht man von einigen wenigen Einzelmaßnahmen ab – 1807 gestattete König Friedrich den Juden unter gewissen Voraussetzungen beispielsweise den Gütererwerb, die Verfassung von 1819 erlaubte den Juden den Zugang zum Studium – gab es erst 1828 eine umfassende Ordnung der rechtlichen Verhältnisse. 4 In ihr wurden die Juden

4 »Das Gesetz in Betreff der öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen«, gedruckt bei Friedrich F. Mayer: Sammlung der württembergischen Gesetze in Betreff der Israeliten, Tübingen 1847.



zur Erfüllung gleicher Leistungen und Pflichten wie die Christen angehalten. Sie mussten Familiennamen annehmen, sich der deutschen Sprache bedienen. Geregelt wurde, bis ins Detail, das Schulwesen mit der schon 1825 eingeführten Schulpflicht für alle jüdischen Kinder von 6 bis 14 Jahren. Eine beträchtliche Verbesserung der wirtschaftlichen Situation für die Juden brachte die Bestimmung »Der Israelite ist gleich den christlichen Staats-Genossen berechtigt, seinen Beruf und sein Gewerbe nach eigener Neigung zu wählen«.5 Doch gab es immer noch Einschränkungen, beispielsweise beim Grunderwerb, bei der Wahl des Wohnortes und für all jene, die vom »Schacher« lebten. Verwehrt blieb auch der

Ebd., S. 35



»freie Zug«, das Recht zur Ansiedlung außerhalb eines »Judendorfes«; dies erbrachte dann ein Gesetz von 1848/49. Die rechtliche Gleichstellung in allen Belangen wurde den Juden in Württemberg schließlich erst 1864 gewährt.

Tief griffen das Gesetz von 1828 und seine ihm folgenden Ausführungsbestimmungen in das innere und religiöse Leben der jüdischen Gemeinden ein. So wurde den Juden zwar eine freie Religionsausübung zugestanden

und beispielsweise vor Gericht eine eigene Eidesformel, doch wurde die Organisation der Religion und ihrer Ausübung ganz und gar den Ordnungen für die christlichen Kirchen angeglichen. Das Judentum wurde so gewissermaßen »konfessionalisiert«, wie man dies auch an einer »Sprachregelung«, der Einführung neuer Begriffe erkennen kann. Aus der »Synagogen-Gemeinde« wurde beispielsweise eine »israelitische Kirchengemeinde«. Das Gesetz installierte im Stuttgarter Innenministerium nun neben der evangelischen und der katholischen auch eine »israelitische Oberkirchenbehörde«, die für alle Belange der Juden in Württemberg zuständig war. Durch Zusammenlegungen wurde die Zahl der »Kirchengemeinden« auf 41 reduziert, diese wiederum in 13 Rabbinate eingeteilt.

Zu einem radikalen Bruch mit dem alten Herkommen führte die Bestimmung, dass das Amt des Rabbiners und des Vorsängers nur ausgeübt werden könne, wenn es durch eine staatlich examinierte Prüfung nachgewiesen sei. Für Rabbiner galt die Ausbildung an einer Universität als obligatorisch. In vielen Gemeinden, nicht nur in Jebenhausen, wo man sich »besonders heftig und nahezu einmütig zur Wehr setzte«⁶, führte dieser Erlass zur aufgezwungenen Entlassung von

6 Siehe: Stefan Rohrbacher: Die jüdische Landgemeinde im Umbruch der Zeit. Traditionelle Lebensform, Wandel und Kontinuität im 19. Jahrhundert, Göppingen 2000.

Rabbinern und Vorsängern. Von den 57 in Württemberg amtierenden Rabbinern wurden nur sechs in den neuen Staatsdienst übernommen.

VON DER LANDFLUCHT: BEVÖLKERUNGSZAHLEN, INDUSTRIALISIERUNG, BERUFSSTRUKTUR

Ein gewisser Zuzug von außen, vor allem aber ein Geburtenüberschuss, führten im 19. Jahrhundert zu einer raschen Zunahme der jüdischen Bevölkerung. Zwischen 1807 und 1824 stieg die Zahl der jüdischen Einwohner in Baisingen von 115 auf 180, in Buttenhausen von 146 auf 190, in Jebenhausen von 238 auf rund 450, in Wankheim von 23 auf 68. Ihren Höhepunkt erreichte diese Entwicklung um 1850: In Baisingen lebten nun rund 250 Juden, in Buttenhausen rund 350, in Jebenhausen rund 550 und in Wankheim etwa 120. Dieser rasante Anstieg veränderte natürlich auch das zahlenmäßige Verhältnis zur christlichen Bevölkerung. In Wankheim hatten die Juden nun einen Bevölkerungsanteil von 15 Prozent, in Baisingen von rund 30 Prozent. In Jebenhausen waren die Verhältnisse fast paritätisch und in Buttenhausen übertraf die Zahl der Juden gar die der Christen mit 52 Prozent.



Doch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts drehte sich die Entwicklung. So rasch die Zahlen angestiegen waren, sanken sie nun auch wieder. Verursacht wurde dies nicht nur durch einen allmählichen Geburtenrückgang und durch enorme Auswanderungen, insbesondere in die USA, sondern vor allem durch den seit 1849 erlaubten Wegzug in die benachbarten Städte.

Viele Juden erachteten inzwischen ihre Entfaltungs- und Entwicklungsmöglichkeiten im Dorf als zu gering, sahen dort zu wenig Perspektiven und erhofften sich in

den Städten weit bessere Zukunftschancen als auf dem Land. Zunächst noch recht zögerlich, dann aber immer stärker, setzte nach dem Emanzipationsgesetz von 1864 eine regelrechte Landflucht ein. Während um 1830 noch rund 95 Prozent aller württembergischen Juden auf dem Land lebten, waren es hundert Jahre später gerade noch 20 Prozent. Die Attraktivität der nahen Städte Reutlingen und Tübingen führte in Wankheim dazu, dass nach und nach alle Iuden abwanderten. Mit dem Abbruch der Synagoge 1881 und der Einweihung einer neuen Synagoge 1882 in Tübingen war die dörflich orientierte jüdische Gemeinde in Wankheim erloschen, eine neue städtische Gemeinde Tübingen-Reutlingen entstanden. Ähnlich war die Entwicklung in

Jebenhausen. Hatte man dort 1843 noch 550 Juden gezählt, waren es 1870 noch 127, 1900 gerade noch vier. Viele waren ins nahe Göppingen umgezogen. Eine besondere Anziehungskraft entwickelte vor allem Stuttgart, wo die Zahl der Juden von 130 im Jahr 1832 auf 3.015 im Jahr 1900 und auf 4.900 im Jahr 1932 anstieg.

Die Zahlen verdeutlichen nicht nur eine Landflucht, sie spiegeln auch die in den Jahrzehnten um 1850 im Wandel befindlichen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung wider. Innerhalb



einer Generation hatten sie bereits, gemessen am Einkommen und am Vermögen, ihre christlichen Nachbarn überholt. In Buttenhausen, wo 1860 ihr Bevölkerungsanteil rund 50 Prozent betrug, lag ihr Anteil am Gewerbesteueraufkommen bei rund 65 Prozent und bei der Vermögenssteuer gar bei 70 Prozent. Die einstigen »Schacherhändler« zogen nun nicht mehr mit ihrem Bauchladen von Haus zu Haus, sondern setzten, gestützt auf gute Warenlager, mit ausgesuchter Ware und einem qualitätsvollen Sortiment deutliche Akzente auf den Messen und Märkten in den württembergischen Städten. Ihre Erfahrungen im Kleiderhandel von Tür zu Tür verhalfen ihnen zum Einstieg in

die Textilproduktion. Jebenhausener Juden beschäftigten in den umliegenden Dörfern in den 1840er-Jahren bereits mehrere hundert Arbeiter in Heimarbeit. Sie beschafften die Rohstoffe, stellten die Webstühle und sorgten für den Vertrieb der fertigen Waren. Wenige Jahre später stiegen sie beim Aufkommen der Dampfmaschinen von der Heimarbeit auf Fabrikproduktion um. Der besseren Verkehrsanbindung wegen verlagerten sie schließlich ihre Fabriken aus Jebenhausen nach Göppingen, vom Dorf in die Stadt.

Ihre Beziehungen und Kenntnisse nutzten allerorts die jüdischen Viehhändler. In den 1840er-Jahren begannen sie von Baisingen,

Württenbergisches Landjudentum

Iebenhausen oder Buttenhausen aus den Handel mit Pferden, Ochsen, Kühen, aber auch mit Fellen, Häuten und Leder vom Schwarzwald bis zur Schwäbischen Alb zu dominieren. Gegen Ende des Jahrhunderts entwickelte sich das kleine Dorf Rexingen bei Horb zur »Viehbörse Süddeutschlands«, welche Beziehungen weit über die württembergischen Landesgrenzen hinaus unterhielt.7 Immer mehr Rexinger Juden hatten sich erfolgreich auf den Viehhandel spezialisiert. Um 1900 gab es im Dorf rund 60 gut situierte Pferde- und Viehhändler. Ihre Prosperität sorgte dafür, dass die jüdische Gemeinde im Gegensatz zu den anderen »Judendörfern« noch in den 1880er-Jahren ihre Mitgliederzahl verstärken konnte und die danach dann doch auch einsetzende rückläufige Entwicklung vergleichsweise gering blieb.

Zugute gekommen ist den Juden beim sozialen und ökonomischen Aufstieg ihre Erfahrung aus der Not des Hausiergewerbes, ihr Blick übers Dorf hinaus. Die ihnen stets abverlangte Mobilität erwies sich nun als bedeutender Entwicklungsfaktor, nicht nur auf dem Gebiet des Handels und der industriellen Produktion, sondern auch im Bildungssektor, der ihnen akademische, wissenschaftliche und künstlerische Berufe in überproportionalem Maße erschloss. Schneller als ihre christlichen Nachbarn erkannten und ergriffen sie die Chancen, die sich aus den Veränderungen des 19. Jahrhunderts ergaben. 1875 entsandten in Württemberg jüdische Familien in Relation zu ihrem Bevölkerungsanteil gut viermal







so viele Kinder auf die höheren Schulen als christliche Familien. Im Wintersemester 1909/10 waren von 1.457 in Tübingen immatrikulierten Studierenden 61 jüdisch, das sind rund 4 Prozent, achtmal mehr als es ihrem Bevölkerungsanteil von 0,5 Prozent entsprach. Bemerkenswert auch: Der Frauenanteil betrug in jenem Semester bei den evangelischen Studierenden gerade mal 2,5 Prozent, unter den katholischen gar nur 0,66 und unter den jüdischen 6,1 Prozent.

Die berufliche Umstrukturierung, die zunehmende Verstädterung und die Normierung des religiösen Lebens durch den »Oberkirchenrat« führten bei vielen jüdischen Familien zu einem tiefgreifenden Wandel. Nicht nur in der Stadt, auch auf dem Land konnte man eine städtisch-bürgerliche Akkulturation beobachten. Deutlich wird eine Tendenz zur Assimilation selbst in der Synagoge. Die Betstühle wurden festgeschraubt oder durch Bankreihen ersetzt, zum Wortgottesdienst gesellte sich Musik, »Kirchenchöre« entstanden,

Pferde-Viehhändler aus Buttenhausen auf dem Pferdemarkt in Bad Cannstatt, um 1925 BILD: STADTARCHIV MÜNSINGEN

Der 1866 geborene Viehhändler Josef Herrmann, Mitglied des Nürtinger Liederkranzes, Aufsichtsrat der örtlichen Handwerkerbank, mit seinem Enkelsohn 1936. 1942 nach Theresienstadt deportiert, dort am 26. September gestorben. BILD: BILDARCHIV MANUEL WERNER Musikinstrumente – Orgel oder Harmonium – wurden angeschafft. Augenfällig werden diese Angleichungen noch heute beim Gang über einen jüdischen Friedhof: Ab den 1880er-Jahren findet man auf den Grabsteinen neben der hebräischen Schrift und Sprache auch lateinische Buchstaben und die deutsche Sprache, nach der Jahrhundertwende immer öfter gar nur noch deutschsprachige Inschriften. Bei den Geburts- oder Todesdaten tritt die christliche Zeitrechnung an die Stelle des jüdischen Kalenders. Auch an der Form der Grabsteine lässt sich eine Annäherung an die Mehrheitsgesellschaft erkennen.

VOM ZUSAMMENLEBEN ZWISCHEN JUDEN UND CHRISTEN IM DORF

Das Verhältnis der christlichen Mehrheitsgemeinde zur jüdischen Bevölkerung war anfänglich eher von Ablehnung und Argwohn geprägt. Zu fremd waren ihr die Gebräuche und Lebensumstände der neuen Mitbewohner. Als gänzlich anders erschienen ihnen nicht nur deren Festtage, wie Laubhüttenfest oder Purim, sondern auch deren Alltag, deren Wochenrhythmus, Zeitrechnung und Jahreskalender, deren Arbeitsleben und Sprache, deren Kleidung und Essen. Zudem galten die Juden eher als wirtschaftliche Konkurrenten, unliebsame Eindringlinge denn als Nachbarn.

⁸ Vgl. Martin Biastoch: Tübinger Studenten im Kaiserreich, (CONTUBERNIUM, Bd. 44), Sigmaringen 1996, S. 219.

⁹ Vgl. Albert Rienhardt: Das Universitätsstudium der Württemberger seit der Reichsgründung. Gesellschaftswissenschaftliche und statistische Untersuchungen mit einer Darstellung und Beurteilung akademischer Gegenwartsfragen, Tübingen 1918, S. 44-47.

Württenbergisches Landjudentum

Inund folf su noften formtswagen in Jug gow au There are in flag you is things for fight, all allers in things wings and if sin Just I in Jump fings; him Frigt uber gen. 32, 10. Jama: bir wollnuy. fozyahr takot Commeny win wir fruit sanken D. bithe follow. Chindrenfor Low Ort. 11, 1.1-14.

Zu einem gewalttätigen Exzess, der zeigt, wie brüchig der Boden des Zusammenlebens war, kam es 1848 in Baisingen. Auf das Gerücht hin, die Juden des Ortes verlangten einen Anteil am Gemeindevermögen, rotteten sich am Ostermontagabend mit großen Steinen, Prügeln, Äxten und Beilen bewaffnet etwa 30 bis 40 Leute im Dorf zusammen. In der Nacht schlugen sie in den meisten Häusern der Juden Fenster und Türen ein, warfen Steine durch die Fenster, erpressten Gelder. Einige Juden wurden teils schwer verletzt. Ein Eingreifen des Schultheißen, anderer christlicher Bürger und mehrerer »Landjäger « beendete den Krawall. Auf Gerichtsbeschluss wurden 31 Personen inhaftiert.¹⁰

Andererseits gab es aber auch in jener Zeit Berichte über Verbrüderung und Gemeinsamkeiten. Harmonie und Dissonanzen lagen mitunter ganz nahe beisammen. Oft war dies

Vermerk des Wankheimer Pfarrers Pressel vom 25. Juli 1847: »die ganze (chri., israel.) Gemeinde holt den ersten Erntewagen im Zug vom Feld auf den Platz vor der Kirche...darauf ein Dankgottesdienst in der Kirche. Predigt über Gen. 32,10 Thema: Wir wollen v. Erzvater Jakob lernen wie wir heute danken u. bitten sollen.« BILD: PRIVATBESITZ

vom Handeln einzelner Personen abhängig.

Ein gutes Beispiel dafür bietet Wankheim. Das schwierige Verhältnis zwischen christlicher und jüdischer Gemeinde entspannte sich dort in den späten 1840er-Jahren und entwickelte sich von einem Gegen- und Nebeneinander zu einem Miteinander.11 Wesentlichen Anteil daran hatte der Pfarrer Wilhelm Friedrich Pressel. Als im Sommer des Jahres 1847, dessen erste Monate von Hungersnot und Teuerung geprägt waren, überall in Württemberg die ersten Erntewagen unter dem Jubel der Bevölkerung in die Städte und Dörfer geführt wurden, sorgte der Pfarrer dafür, dass dies in Wankheim in einer gemeinsamen Aktion von »ganzer christlichen und israelitischen Gemeinde« geschah. Sorgsam achtete er in vielen Details auf Gemeinsamkeiten. So sangen alle bei der Ankunft des Erntewagens vor der Kirche gemeinsam das Lied »Nun danket alle Gott«, allerdings nur die ersten beiden Strophen.

in Wankheim. In: Tübinger Blätter 101. 2015, S. 40; Akten des Landeskirchlichen Archivs Stuttgart: Aufzeichnungen des Pfarrers











¹⁰ Vgl. Karlheinz Geppert: Vom Schutzjuden zum Bürger. Aspekte zur Geschichte der Juden in Baisingen. In: Der Sülchgau 32. 1988, S. 154-162.

AUSGRENZUNG. AKZEPTANZ. VERNICHTUNG Württenbergisches Landjudentum



Der dritte Vers mit »Vater, Sohn und Heiliger Geist« wurde bewusst weggelassen. Auch beim anschließenden Festgottesdienst in der Kirche war die jüdische Gemeinde anwesend und Pressel predigte über Genesis 32,10 zum Thema »Wir wollen von Erzvater Jakob lernen, wie wir heute danken und bitten sollen«.

Nicht minder freundlich erwies sich in jenen Jahren die jüdische Minderheit in der »Armenfürsorge« gegenüber ihren christlichen Mitbürgern. Ohne Ansehen der Religion gewährte die Israelitische Hilfsleihkasse armen Wankheimern zinslose Darlehen zum

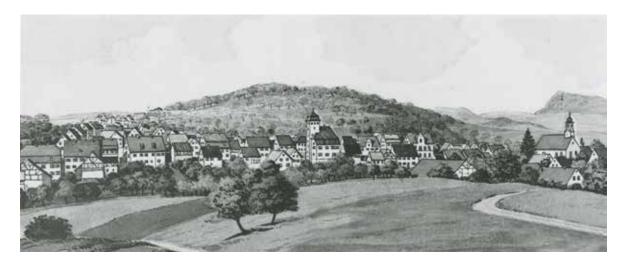
Ankauf von Saatgut, überreichte die Brotstiftung ihre Gaben, verteilte der jüdische Frauenverein über die »ganze Zeit der Teurung« Vereinsgelder und Naturalien unter den Ortsarmen. Lobend kommentierte die amtliche Fürsorgebehörde, dass ȟberhaupt der Wohltätigkeitssinn der hiesigen Israeliten – wo es Noth tut – sich auf eine erfreuliche Weise äußert«.

Zum gegenseitigen Verständnis beigetragen hat in der Folgezeit die von Pressel betriebene Übernahme der jüdischen Schüler in die christliche Volksschule. Mit Befriedigung hält er in seinem Pfarrbericht ans Dekanat zum Iahr 1866 fest: »Das Zusammenleben von Christen und Israeliten dahier ist das herzlichste und friedlichste und spiegelt sich am lieblichsten in der Gemeinschaft

beiderseitigen Kinder in der Schule.«

Dass dies nicht eine einseitige, geschönte Sicht des Pfarrers gewesen ist, bestätigt Robert Hirsch, Sohn des Leopold Hirsch, in seinen Lebensbeschreibungen: »In Wankheim, wo die christlichen Einwohner an den jüdischen Gottesdienst gewöhnt waren, bewegten sich die Juden an den hohen Feiertagen, Neujahrsfest und Versöhnungsfest, ungeniert in den an diesen Tagen getragenen Sterbekleidern über die Straße, und die christliche Bevölkerung sah es als gutes Recht an, durch die niedrig angebrachten durchsichtigen Fensterscheiben als

Göppingen und Jebenhaufen. Wir bringen hiemit zur Anzeige, daß von heute an, sowohl an Sams: tagen und Sonntagen, als auch an allen judischen und christlichen Festtagen weder Zettel, fertige Waare und Garne abgeliesert, noch ab-Den 5. April 1860. geholt werben fonnen. Raufmann u. Gobne. G. Reumeier. Joseph Raff. S. Gutmann u. Cie. Gebr. Gutmann. 3. u. G. Ginftein. Steinhart, Berg u. Gie. 21. Gutmann u. Cie. Ditenheimer u. Dettelbacher. D. Rofenthal u. Cie.



Zaungäste dem Gottesdienst beizuwohnen.«12 Zu einem einigenden Band war in allen »Judendörfern« die Sprache geworden. Man schwätzte schwäbisch und sang schwäbische Volkslieder. Die Investitur des Rabbiners in Iebenhausen 1846 umrahmte der christliche Liederkranz musikalisch.¹³ Eine Brücke bildete auch der Patriotismus, wie sich dies

12 Leo Baeck Institute New York.

13 Zur Geschichte der Juden in Jebenhausen und Göppingen siehe: Aaron Tänzer: Geschichte der Juden in Jebenhausen und Göppin gen, Berlin 1927. Reprint und zusätzliche Beiträge von Karl-Heinz Rueß über »Die Israelitische Gemeinde Göppingen 1927-1945« und »Dr. Aron Tänzer - Leben und Werk des Rabbiners«, Weißenhorn 1988.

Anzeige jüdischer Geschäftsleute aus Jebenhausen 1860,

respektieren werden. BILD: STADTARCHIV GÖPPINGEN

dass sie künftig christliche wie jüdische Feiertage

bei gemeinsamen Feiern zu Königs oder Kaisers Geburtstag zeigte. Die Genugtuung über den deutschen Sieg 1870/71 vereinte Iuden mit

Christen. Die Begeisterung beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 erfasste Juden und Christen gleichermaßen. Viele Juden, die sich freiwillig meldeten, taten dies nicht nur, um ihre schwäbische Heimat zu verteidigen, sondern zur Demonstration ihrer Gleichheit und Gleichwertigkeit mit den anderen, »um im Schützengraben die endgültige Emanzi-

Kreidezeichnung des Lehrers Naphtali Berlinger in Buttenhausen zum Neujahrsfest und zum Laubhüttenfest, um 1930. Links ein Schofarbläser, rechts eine festlich geschmückte Laubhütte. BILD: STADTARCHIV MÜNSINGEN



Das planmäßig angelegte jüdische Jebenhausen mit der Synagoge und stattlichen Wohnhäusern, rechts am Bildrand das christliche Dorf um die Kirche geschart BILD: STADTARCHIV GÖPPINGEN





135

pation zu erreichen«14. Umso schwerer wog die Demütigung durch die vom preußischen Kriegsminister angeordnete »Judenzählung« im Heer 1916, die auf den antisemitischen Vorwurf zurückging, Juden seien »Drückeberger«.

AUSGRENZUNG. AKZEPTANZ. VERNICHTUNG

Württenbergisches Landjudentum

Alle Beispiele der Gemeinsamkeit dürfen nicht darüber hinweg täuschen, dass es auch auf dem Land Antisemitismus gab, in dem sich traditionelle Judenfeindschaft und rassistische Ideologie – Judentum nicht nur als Religion, sondern als »Rasse«, als genetisches Merkmal – verbanden. Im Kaiserreich wurden auch im Dorf antisemitische Klischees und Bilder zum kulturellen Code und zur sozialen Norm der christlichen Bevölkerung. Doch antisemitische Agitationen waren selten. 15 Bei den Reichstagswahlen 1933 kam die NSDAP in Rexingen gerade einmal auf 16,6 Prozent, in Baisingen gar nur auf 14,5 Prozent der Stimmen.

DIE VERNICHTUNG JÜDISCHEN LEBENS

Als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen, lebten die meisten württembergischen Juden in der Stadt, nur noch rund 20 Prozent auf dem Land. Einige Dorfgemein-

den waren durch den Abzug ihrer Mitglieder in die Städte gänzlich erloschen. Dazu zählten Jebenhausen und Wankheim. Doch trotz eines Schwundes waren in Baisingen (86 Juden) oder Buttenhausen (89) die jüdischen Gemeinden intakt geblieben. In Rexingen betrug mit 262 Juden ihr Bevölkerungsanteil immer noch ein Drittel. Ob Stadt oder Land – für die rassistische Politik der Nationalsozialisten machte dies keinen Unterschied. Wohl ging zunächst auf dem Land alles ein wenig zögerlicher und abgeschwächter zu, was am engeren und relativ guten Verhältnis zwischen jüdischer und christlicher Dorfgemeinschaft gelegen haben mag. In Buttenhausen beispielsweise blieb Salomon Löwenthal bis 1935 Mitglied des Gemeinderats. Doch hinderte dies die staatlich betriebene Verfolgung, Unterdrückung, Ausgrenzung und Entrechtung nur marginal. Zunehmende Repressalien, Boykotte und Berufsverbote, Abgaben und Enteignungen, sogenannte »Arisierungen«, zwangen immer mehr Juden zur Emigration. In Rexingen entschloss sich ein Großteil der jüdischen Bevölkerung 1938 zur gemeinsamen Auswanderung nach Palästina.¹⁶ Doch noch immer wollten viele ihre alte, vertraute schwäbische Heimat nicht verlassen. Spätestens das Novemberpogrom 1938, in dem Nazi-Schergen Synagogen anzündeten, Häuser jüdischer Familien plünderten, jüdische



Männer wahllos in die Konzentrationslager verschleppten, verdeutlichte aber auch ihnen die lebensbedrohliche

Situation. Wem in den nächsten Monaten die Flucht nicht mehr gelang, der wurde 1941/42 in die Vernichtungslager deportiert und dort ermordet. In Buttenhausen waren dies 44 Menschen. Das schwäbische Landjudentum war vernichtet. Auch wenn da und dort einzelne Überlebende zurückkamen, blieb dies so bis heute.

»WIR ALS JUDEN KÖNNEN DIESE ZEIT **NIE VERGESSEN«**

Dieser Satz von Heinz (Harry) Lindauer, der dem Holocaust durch die Emigration in die USA entrinnen konnte, findet in einer Rede, gehalten in seiner Geburtsgemeinde Buttenhausen 1987, noch folgende Ergänzung: »Wir können denen, die dabei mitgemacht haben,

137

¹⁴ Utz Jeggle: Judendörfer in Württemberg. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 23 bzw. Bd. 90, 2. erweiterte Neuauflage 1999, S. 194.

¹⁶ Vgl. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): Vom Neckar ans Mittelmeer. Jüdische Flüchtlinge aus dem schwäbischen Dorf Rexingen gründen 1938 eine neue Gemeinde in Galiläa, Stuttgart 2008.





niemals vergeben. Aber als Menschen, die an einen gerechten Gott glauben, können wir deren Kinder und Enkelkinder nicht für schuldig erklären«.17

Gegen das Vergessen – dafür stehen zwischenzeitlich Initiativen und Projekte, ¹⁸ oft initiiert von »Kindern« und »Enkelkindern«, die an Gedenk- und Lernorten an das Leid erinnern. Teil dieser Erinnerungskultur ist es auch, das Leben und das Miteinander der Menschen jüdischer Landgemeinden zu dokumentieren und zu »erzählen«. Als Teil des Projekts »Anders. Anders? – Ausgrenzung und Integration auf dem Land« vermittelt das Freilichtmuseum Beuren, Museum des Landkreises Esslingen für ländliche Kultur, mit seiner Ausstellung »Jüdisches Leben im ländlichen Württemberg« an zehn unterschiedlichen Orten und Gebäuden im Museumsdorf das alltägliche Zusammenleben von jüdischen und christlichen Menschen. Dies soll Toleranz und Demokratie stärken. Ein schönes Beispiel für ein respektvolles Miteinander verdeutlicht in der Ausstellung die Geschichte der Freundschaft zwischen der Bankiersfamilie Mendelssohn und der letzten Bewohnerin des im Freilichtmuseum Beuren befindlichen Bauernhauses aus Aichelau, der Kriegswitwe Barbara Knupfer.

In Baden-Württemberg leben heute wieder über 9.000 Juden als Mitglieder der Israelitischen Religionsgemeinschaft. Nach 1945 waren zunächst nur in den großen Städten jüdische Gemeinden mit wenigen Mitgliedern entstanden. Durch den Zuzug von Juden aus der ehemaligen Sowietunion verzeichnen die Gemeinden zwischenzeitlich einen Zuwachs und ein reges Leben. Ein Austausch zwischen der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württemberg und dem Freilichtmuseum Beuren ermöglichte die Darstellung jüdischer Kultur und deren Ausformungen auch im Zusammenhang mit ländlicher Kulturgeschichte. Zwischen dem Landkreis Esslingen und der Stadt Givatayim in Israel besteht seit 1983 eine Partnerschaft. Schon 1966 hatte eine erste Gruppe des Kreisjugendrings mit dem Ziel der Aussöhnung und eines Dialogs Israel besucht. Schulpartnerschaften und ein reger Austausch verstärken zwischenzeitlich das langjährige freundschaftliche Verhältnis.

DER AUTOR

PROF. DR. WILFRIED SETZLER, Jahrgang 1943, Autor und Herausgeber zahlreicher Bücher und Beiträge zur südwestdeutschen Landeskunde und Geistesgeschichte, Leiter des Kulturamtes der Stadt Tübingen i. R., Stellvertretender Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes.

¹⁷ Alb-Bote Münsingen, 8. Juli 1987. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): Wir als Juden können diese Zeit nie vergessen. Die Juden von Buttenhausen – Vom Leben und Untergang einer Landgemeinde in Württemberg, Stuttgart 2013. S. 48.

¹⁸ Umfangreiches Material zur Geschichte der jüdischen Gemeinden in Deutschland unter www.alemannia-judaica.de (ab Mitte 2018 abgelöst durch www.jewish-places.de).

Gewünschte Distanz, erzwungene Nähe Von der Alltäglichkeit der »Anderen«im Armenhaus des

JÜRGEN KNIEP

OBERSCHWÄBISCHES MUSEUMSDORF KÜRNBACH

• Ganz unten: Wer ins Armenhaus ziehen musste, war im Sozialgefüge der dörflichen Gesellschaft am Boden angekommen. Zwar gehörte Armut früher zum Alltag, und Bedürftige gab es in großer Zahl. In den Armenhäusern hausten aber auch viele, die arm und zugleich »anders« waren, weil sie von den gängigen Norm- und Moralvorstellungen abwichen und dadurch an den Rand der Gesellschaft gedrängt wurden.

rmenhäuser fanden sich früher in fast allen württembergischen Dörfern. Im Oberamt Riedlingen beispielsweise, das hinsichtlich Größe und Einwohnerzahl recht durchschnittlich war, gab es im Jahr 1876 in 46 Dörfern 37 Armenhäuser – ebenso viele wie Schulhäuser. Zu diesen Armenhäusern gehörte das Gemeinde-Armenhaus von Göffingen, einem kleinen Dorf mit gut 200 Einwohnern. Es war 1758 als Wohnhaus für die Gemeindehirten errichtet worden, heute steht es im Oberschwäbischen Museumsdorf Kürnbach.

Das dörfliche Armenhaus wurde gerade durch seine wechselnde Belegung in vielen Gemeinden der Ort, an dem die wohnten, die aus verschiedenen Gründen »anders« waren und sich von der Dorfgemeinschaft unterschieden. Aus der Bewohnergeschichte des Göffinger Armenhauses seit der Mitte des 18. Jahrhunderts lassen sich viele Einblicke in den Umgang mit denjenigen gewinnen, welche die Grenzen der zeitgenössischen Norm- und Moralvorstellungen übertraten. Wie unter dem Brennglas zeigt sich die soziale und kulturelle Praxis des Umgangs mit »Vaganten« und »Schwachsinnigen«, mit Kleinkriminellen und Alkoholikern. Da in Württemberg die Gemeinden diese Menschen versorgen mussten, waren sie im Dorf präsent. Das zeigte sich gerade in einem 200-Seelen-Dörfchen wie Göffingen.

Die historische Forschung zu Armut und zu Randgruppen hat sich lange vor allem mit den staatlichen Maßnahmen gegenüber

¹ Vgl. W. Camerer: Statistik der Fürsorge für Arme und Nothleidende im Königreich Württemberg. In: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1876, H. 3, S. 1–294; Johann Daniel Georg Memminger: Beschreibung des Oberamts Riedlingen, Stuttgart/Tübingen 1827, Tab. I (Einwohnerzahl, Schulhäuser – abzüglich Riedlingen und Buchau) u. Tab. III (Tiere). Zu Göffingen allgemein: Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Hg.): Der Landkreis Biberach, Bd. II (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), Sigmaringen 1990, S. 851–853.

Von der Altäglichteit der »Anderen« im Armenhaus des Dorfes

den Betroffenen beschäftigt.² Erst in den letzten Jahren gerieten die Armen nicht nur als Objekte der Fürsorge, sondern als handelnde Akteure in den Blick. Damit verbunden waren neue kulturgeschichtliche Fragestellungen: Welche Distinktionsmerkmale machten bestimmte Menschen zu »den Anderen«? Wie gestaltete sich die Ambivalenz zwischen Hinsehen und Wegsehen, von erzwungener Nähe und gewünschter Distanz im Dorf? Welche Überlebensstrategien entwickelten die Betroffenen, wie reagierten sie auf Versuche sozialer Kontrolle?

Auf diese Fragen sollen für das konkrete Beispiel Göffingen Antworten gefunden werden. Nach einem Blick auf die

2 Auf dem Land wurde bislang vor allem für die Frühe Neuzeit erforscht, Arbeiten zum 19. und 20. Jahrhundert fokussierten sich zumeist auf die Großstädte, vgl. Gerhard Ammerer, Elke Schlenkrich u. a.: Einleitung. In: Dies. (Hg): Armut auf dem Lande. Mitteleuropa vom Spätmittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Wien 2010, S. 7-17, hier S. 9 f.; Inga Brandes, Katrin Marx-Jaskulsk Armut und ländliche Gesellschaften im europäischen Vergleich eine Einführung. In: Dies. (Hg.): Armenfürsorge und Wohltätigkeit Ländliche Gesellschaften in Europa, 1850-1930, Frankfurt 2008, S. 9-45, hier S. 22-24; Katrin Marx-Jaskulski: Armut und Fürsorge auf dem Land. Vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1933. Moderne Zeit, Bd. 16, Göttingen 2008, S. 41-50; Wolfgang v. Hippel: Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit. Enzyklopädie Deutscher Geschichte, Bd. 34, München 2013, S. 67-73. Als Fallstudien zu Württemberg: Christoph Bittel: Arbeitsverhältnisse und Sozialpolitik im Oberamtsbezirk Heidenheim im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte einer württembergischen Industrieregion, 2 Bde., Tübingen 1999; Lisgret Militzer-Schwenger Armenerziehung durch Arbeit. Eine Untersuchung am Beispiel des württembergischen Schwarzwaldkreises 1806-1914. Tübingen 1979; Armenpflege in Württembergs Vergangenheit. Das Hirtenund Armenhaus Hößlinsülz. Kataloge und Begleitbücher des Hohenloher Freilandmuseums. Bd. 6. Schwäbisch Hall 1989: zu Oberschwaben Peter Eitel: Geschichte Oberschwabens im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 1 u. 2, Ostfildern 2010 u. 2015, S. 239-247 bzw. S. 189-193.

Rahmenbedingungen der Armenpflege in Oberschwaben (1) steht zunächst die Vormoderne des 18. und 19. Jahrhunderts im Mittelpunkt (2). Einen Bruch mit traditionellen Praktiken und dem Eindringen moderner Sozialpolitik stellte die Zeit um 1900 dar (3). Schließlich verdeutlicht die Geschichte der 1930er- bis 1950er-Jahre, in welchem Ausmaß – und zu welchen Ergebnissen – die Sozialpolitik dieser Zeit auch im Dorf führte (4).

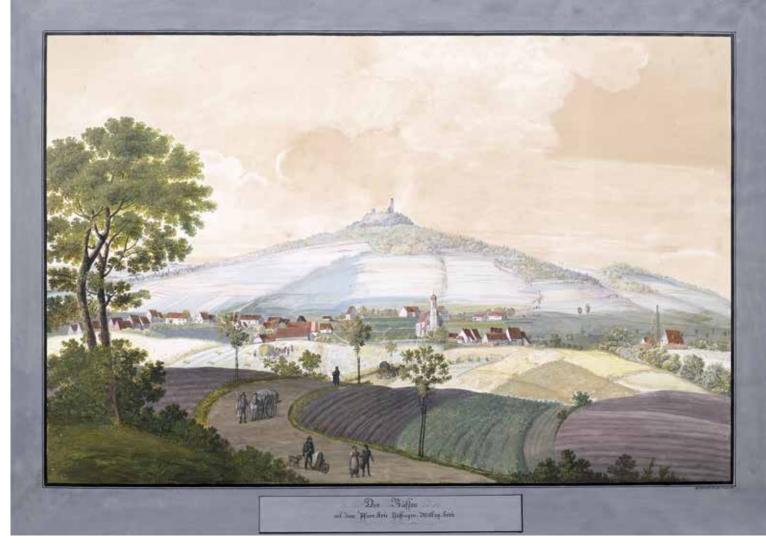
1. VON ARMEN UND IHREN HÄUSERN

ARMUT ALS NORMALITÄT IM DORF

Armut gehörte früher ganz selbstverständlich zum Dorfalltag, doch gelingen scharf voneinander abgegrenzte Kategorisierungen nach arm oder reich selten: Selbst kleine oberschwäbische Dörfer stellen sich als komplexe Sozialgefüge dar. Im 17. und 18. Jahrhundert wuchsen gerade die ärmeren Schichten. Seitdem prägten das Dorfbild zahlenmäßig nicht mehr »ganze Bauern«, die einen Hof bewirtschafteten und damit ihre Familie ernähren konnten, sondern die Unterschichten.³

Dies zeigt auch das Beispiel Göffingen: 1774 lebten im Dorf 199 Einwohner in

3 Anke Sczesny: Ländliche Sozialstruktur in Schwaben (Spätmittelalter/Frühe Neuzeit), publiziert am 29.11.2011. In: Historisches Lexikon Bayerns, www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/ Ländliche Sozialstruktur in Schwaben (Spätmittelalter/Frühe Neuzeit) (28.09.2017).



23 Wohnhäusern. »Ganze Bauern« – mit entsprechendem Grundbesitz und vollen politischen Rechten – waren aber nur sieben Familien. Zur dörflichen Mittelschicht lassen sich fünf Familien zählen, weitere neun müssen bereits der bäuerlichen Unterschicht zugerechnet werden, die zu ihrer kleinen Landwirtschaft noch ein Handwerk als Zuverdienst benötigten. Zu dieser Gruppe gehörten die beiden Hirten mit ihren Familien. Sie durften, so lange sie das Amt der Gemeindehirten bekleideten, eine der beiden Wohnungen im Hirtenhaus bewohnen. Daneben gab es noch 14 weitere Göffinger, die weder

Grundbesitz, Vieh noch Haus besaßen.4

Wenn die Armen im Dorf nicht mehr über die Runden kamen, musste die Gemeinde einspringen. Dies geschah mal recht, mal schlecht, aber im Wissen darum, dass die »Armenpflege« zu den Aufgaben der Dorfgemeinschaft gehörte. Umso schärfer wandten sich Obrigkeit und Gemeinde aber gegen den »Bettel« durch fremde Arme. In

4 Staatsarchiv Sigmaringen [fortan: StASig] Dep. 30/15 T 1 Nr. 994, Tabelle über den Vermögensstand des Rittergutes Göffingen, 1774; ergänzende Angaben in Gemeindearchiv [fortan: GA] Göffingen Nr. 446, Chronik Kräutle Bd. II, S. 3 f.; ferner Max Flad: Hirten und Herden. Ein Beitrag zur Geschichte der Tierhaltung in Oberschwaben, Bad Buchau 1987, v. a. S. 23–26.



Göffingen, gemalt von Johann Baptist Pflug 1821: ein beschauliches Dorf mit 210 Einwohnern – sowie 52 Pferden, 75 Kühen und 36 Schweinen BILD: KUNSTSAMMLUNG DES LANDKREISES BIBERACH



Oberschwaben etablierte sich zudem das Prinzip der »Bettelfuhr«, bei dem ortsfremde Bettler, Versehrte und Kranke, die nicht mehr selbst laufen konnten, in die nächste Herrschaft gefahren wurden.⁵

TRADITIONELLE FORMEN DER UNTERSTÜTZUNG

Das eigene Dorf musste in Oberschwaben ein soziales Auffangnetz bilden, auch noch nach 1806 im Königreich Württemberg; hier

5 Vgl. Adalbert Nagel: Armut im Barock. Die Bettler und Vaganten Oberschwabens, Weingarten 1986, v. a. S. 67–75. Katherine Brun: The Abbot and his Peasants. Territorial Formation in Salem from the Later Middle Ages to the Thirty Years War, Stuttgart 2013, S. 394 f. waren ebenfalls alle Gemeinden gesetzlich verpflichtet, die Armen mit »Heimatrecht« zu unterstützen.⁶ Daran änderten weder die im Lauf des 19. Jahrhunderts gegründeten privaten Unterstützungsverbände etwas, noch Bismarcks Sozialgesetze – gerade auf dem Land blieb der Kreis der Versicherten noch klein.7 Lange blieben deshalb neben der Unterstützung der Gemeinde traditionelle

Formen des Teilens und der Mitversorgung in der Nachbarschaft üblich. Für das Jahr 1900 ist für Oberschwaben beispielsweise belegt, dass die Armen des Dorfes nach der Getreideernte liegengebliebene Ähren auflesen und abgeerntete Kartoffeläcker nach übersehenen Kartoffeln durchwühlen durften. Bedürftige Nachbarn wurden auch zu anderen Anlässen bedacht, etwa wenn im Winter die Zeit der Hausschlachtung begann. Dann verehrte man nicht nur dem Pfarrer ein gutes Stück, sondern ließ den

Armen ihre »Wuschtsuppe« zukommen.⁸ Die Armen waren eine zahlenmäßig große Gruppe mit niedrigem Lebensstandard, blieben aber – ohne dies idealisieren zu wollen – zugleich eingefügt in die sozialen Netze der Familie und des Dorfes. Zugleich zeigt sich hier jedoch eine charakteristische Ambivalenz: Anders als die Unterstützung durch ein Hospital bedeutete jede mildtätige Gabe eines Nachbarn eine symbolische Erniedrigung des Beschenkten. Jede Gabe rief dem Geber und dem Nehmer die soziale Stellung im Dorf in Erinnerung und verlangte vom Beschenkten Dankbarkeit.⁹

WEIT VERBREITET: ARMENHÄUSER

Wie selbstverständlich zu einem Dorf ein Armenhaus gehörte, zeigen zeitgenössische Statistiken: Im Königreich Württemberg lebten 1876 gut 8.000 Menschen in 1.639 Armenhäusern, nicht eingerechnet waren städtische Spitäler mit gleicher Funktion. Städtische und dörfliche Armenhäuser konnten sich allerdings stark unterscheiden: So war das Stuttgarter Armenhaus eine in den 1870er-Jahren neu errichtete »Beschäftigungsanstalt«, in der 34 Familien ein kostenloses Obdach fanden und im Gegenzug handwerkliche Tätigkeiten verrichten mussten. Das Prinzip der gesellschaftlichen Erziehung durch Arbeit war

damals ein modernes Konzept. Doch nicht nur darin, auch durch die zentral beleuchteten und beheizten Aufenthaltsräume unterschieden sich die Stuttgarter Verhältnisse deutlich von der Realität auf dem Land: In den Dörfern waren die Armenhäuser oft einfachste Behausungen, mit einem Strohsack als Bettstatt und einer gemeinsamen Kochstelle. Hier erhielten Menschen, die durch alle Raster gefallen waren, ein Obdach. Übergeordnete sozialpolitische Ziele waren damit jedoch nicht verbunden. In den Stuttgarter Ministerien empfand man dies zusehends als Mangel. 12

2. ARME IM VORMODERNEN DORF

Armut war in Göffingen wie in vielen oberschwäbischen Dörfern vollkommen alltäglich: Man wusste, wer reich und wer arm war – ein Ausgrenzungsgrund war das alleine noch nicht. Einen ersten Schritt hin zum »Anderssein« unter den Armen bedeutete es jedoch, förmlich um die Unterstützung der Dorfgemeinschaft bitten zu müssen, also bei der Gemeinde Armenfürsorge zu beantragen. Zuständig wurden dann örtliche Stiftungsräte oder der Gemeinderat. Über Anträge entschieden also Schultheiß, Pfarrer und Gemeinderäte, mithin die dörfliche Elite. 13

⁶ Militzer-Schwenger 1979 (wie Anm. 2), S. 14.

⁷ Vgl. Christoph Sachße, Florian Tennstedt: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Bd. 2: Fürsorge und Wohlfahrtspflege 1871 bis 1929, Stuttgart 1988, Kap. 2; Marx-Jaskulski 2008 (wie Anm. 2), S. 29.

⁸ Landesstelle für Volkskunde Stuttgart, Sammlungen, Konferenzberichte von Aitrach (Lehrer Grupp, 1900, S. 8), Oberopfingen (Lehrer Wiedmann, 1900, S. 11); Ertingen (Lehrer Klaus, 1900, S. 10).

⁹ Konzipiert nach Marx-Jaskulski 2008 (wie Anm. 2), v. a. S. 15 f.

¹⁰ Vgl. Camerer 1876 (wie Anm. 1), S. 255-257.

¹¹ Vgl. Eitel 2010 (wie Anm. 2), S. 242.

¹² W. Bätzner: Handbuch der neuen Gesetzgebung über die Oeffentliche Armenpflege nach deutschem und württembergischem Recht, Stuttgart 1873, S. 106.

¹³ Vgl. Militzer-Schwenger 1979 (wie Anm. 2), S. 15.





Anders als in der weitaus anonymeren Großstadt mögen gerade auf dem Dorf viele diesen Schritt gescheut haben, weshalb bereits die Zeitgenossen damals eine höhere Dunkelziffer »verschämter Armer« vermuteten.¹⁴

Von akuter Armut bedroht waren in jedem Dorf arbeitsunfähige Alte, Kranke und Waisen. Ihnen gestand man von Seiten der Gemeinde in aller Regel Unterstützung zu, denn sie erfüllten nach zeitgenössischem Verständnis die wichtigsten Voraussetzungen für Hilfe: Sie waren »bedürftig« und zugleich der Unterstützung »würdig« – weil sie unverschuldet in Not geraten waren,

ohne dabei arbeitsfähig zu sein oder einen moralisch verwerflichen Lebenswandel zu führen. Eine arbeitsunfähige alte Witwe konnte deshalb von der Gemeinde Hilfe erhalten und zugleich sozial völlig integriert sein. Finanzielle Hilfe für einen jungen, arbeitsfähigen Mann jedoch, der mit dem Leben nicht zurecht kam, führte leicht zu dessen sozialer Ausgrenzung.

Eine »Bettelfuhr« - Fresko Hans Holbeins d.J. am

HIRTEN IM DORF: ARM, ABER IN ARBEIT

1758 zogen in das neu errichtete Hirtenhaus in Göffingen der Rosshirt Jakob Borst und der Kuhhirt Johann Georg Dorner mit ihren Familien ein. Beide blieben lange im Amt, der eine 13, der andere 23 Jahre. Andernorts mochten Hirten häufiger wechseln, im armen Göffingen jedoch waren ein Verdienst und eine Dienstwohnung etwas wert. 16

Arme besaßen zu dieser Zeit nicht nur weniger als Reiche, sie hatten auch weniger politische Rechte und wurden benachteiligt. Das zeigt eindrucksvoll eine Episode, die sich 1778 abspielte: Die 23-jährige Tochter des Kuhhirten, Anna Maria Dorner, arbeitete als Magd auf dem Hof der Familie Heitele, dem viertreichsten Bauern in Göffingen. Ihr Dienstherr, Johann Heitele, war 29 Jahre alt und verheiratet; dies hielt ihn nicht davon ab, mehrfach Ehebruch mit der Magd zu begehen und sie zu schwängern. Der ehebrechende Bauer wurde daraufhin zwar bestraft, die Magd hingegen des Dorfes verwiesen.¹⁷

Der uneheliche Sohn, Joseph Heitele, kam mit 21 Jahren zurück nach Göffingen, wurde ebenfalls Hirte und zog ins Hirtenhaus. Dort lebte damals noch sein Onkel, Joseph Dorner,



der taubstumm auf die Welt gekommen war. Als die Göffinger um 1815 die Stallfütterung beschlossen, ihre Tiere künftig also nicht mehr von Hirten austreiben lassen wollten, übernahm der Pächter des Göffinger Herrschaftsgutes den taubstummen Hirten als Knecht in seine Dienste. Da es keine Gemeindehirten mehr gab, benötigte die Gemeinde Göffingen für sie nun keine Dienstwohnung mehr. Die beiden Wohnungen im Gemeindebesitz wurden von nun an bedürftigen Armen »zugewiesen«. Da aber beispielsweise Joseph Dorner ab 1826 Armenunterstützung erhielt, war der Übergang vom Hirtenhaus zum Armenhaus gleitend.18

Der Gang ins Armenhaus wurde zur deutlichsten Form der Stigmatisierung unter den Armen im Dorf. Wer nur noch hier leben konnte, war in Göffingen ganz unten ange-

18 Vgl. KA BC MF Kirchenbücher Göffingen, Familienregister Bd. 2, S. 74

¹⁴ Marx-Jaskulski 2008 (wie Anm. 2), S. 16 f.; der Begriff der »verschämten Armut« – verschieden akzentuiert – 1805 bei Joseph v. Schirt: Medizinische Topographie des Fürstentums Ochsenhausen. Documenta suevica 11, hg. v. Kurt Diemer, Konstanz 2006, S. 148; Rechenschaft der Central-Leitung des Wohlthätigkeits-Vereins im Königreiche Württemberg [...] 1817 bis 1841, Stuttgart o. J., S. 8.

¹⁵ Vgl. Marx-Jaskulski 2008 (wie Anm. 2), S. 24-27; »Würdigkeit und Bedürftigkeit der Personen« in den württembergischen Parlamentskammern ausdrücklich diskutiert etwa in: Verhandlungen der Württembergischen Kammer der Abgeordneten von 1870 bis 1873, Erster Beilagen-Band, Stuttgart 1872/73, S. 1698 (Beil. 470), 26.02.1873.

¹⁶ Vgl. Flad 1987 (wie Anm. 4), S. 24 f.

¹⁷ Vgl. StASig Dep. 30/13 T 2 Nr. 73, Amtsverhörprotokolle vom 27.03. und 28.06.1778. Der Vorfall geschah im März 1778, doch muss es danach noch immer Kontakt zwischen Johann Heitele und Anna Maria Dorner gegeben haben: Anderthalb Jahre später brachte Dorner einen Knaben zur Welt, Joseph, als dessen ehebrechender Vater (»ex adulterio Pater«) der Göffinger Pfarrer in seinen Kirchenbüchern Johannes Heitele vermerkte. Kreisarchiv Biberach [fortan: KA BC] MF Kirchenbücher Göffingen, Familienregister Bd. 2. S. 74.









Außerhalb vieler Städte entstanden sogenannte Siechenhäuser, in denen Menschen mit ansteckenden Krankheiten leben mussten. In Biberach wurde das Gebäude 1814 Armenhaus, 1887 brannte es ab.
BILD: MUSEUM BIBERACH

In Riedlingen bestand - wie in vielen Städten bereits seit dem Mittelalter ein Spital, das Kranke und Alte versorgte. Altes Paar (links) im Spital sowie »Zenzele« (rechts) vom Spital, Aufnahmen um 1930/40. BILDER: ARCHIV WINFRIED ASSFALG, RIEDLINGEN

kommen. Damit verstärkten sich zugleich die Wechselwirkungen zwischen dem Gebäude und seinen Bewohnern: Das wahrgenommene Anderssein der Bewohner machte das Armenhaus zum denkbar schlechtesten Wohnhaus in Göffingen; umgekehrt machte das Gebäude diejenigen, die hier einzogen, alleine dadurch zu sozialen Außenseitern.¹⁹

»VAGANTEN« IM ARMENHAUS: KATHARINA OTT UND IHRE NACHKOMMEN

Ein Beispiel für eine solche Existenz am Rand der Gesellschaft war Katharina Ott. Sie wurde 1803 in Göffingen geboren, weshalb zeitlebens die Gemeinde dafür verantwortlich war, sich um sie zu kümmern. Dazu bot sie reichlich Anlass: Bereits mit 21 Jahren verurteilte der Gerichtshof für den Donau-Kreis Katharina Ott »wegen wiederholten Vagirens, Concubinats und Lügen vor Gericht« zu »fünfmonatlicher Arbeitshausstrafe«. ²⁰ Am Tag des Urteils war ihr erstes, unehelich geborenes Kind Wilhelmine ein halbes Jahr alt; ihre zweite Tochter brachte sie 1826 zur Welt. Ein Vierteljahr später

- 19 Vgl. zu diesen Überlegungen Anke Rees: Das Gebäude als Akteur. Architekturen und ihre Atmosphären (Kulturwissenschaftliche Technikforschung 5), Zürich 2016.
- 20 Regierungs-Blatt für das Königreich Württemberg 1825, S. 58 (Gerichtshof für den Donau-Kreis, Criminal-Senat: Beschluss vom 08.11.1824).

musste der Gemeinderat mit einer Göffingerin einen Vertrag über die Versorgung der beiden Kinder schließen, weil Katharina Ott eine dreimonatige Freiheitsstrafe im »bollizeihaus« in Ulm abzusitzen hatte.²¹ Danach zogen sie und ihre Mutter Magdalena als Vagantinnen durch Oberschwaben, ihre älteste Tochter führte Katharina mit sich. Die kleine »Mine« war auch dabei, als sie am 14. Januar 1831 ihre neugeborene, dritte Tochter auf der Türschwelle des Gasthauses »Schwarzer Ochsen«in Biberach aussetzte.²² Als die steckbrieflich gesuchte Mutter wurde Katharina Ott erst später identifiziert. Die drei Kinder ließ die Gemeinde von verschiedenen Göffinger Pflegefamilien erziehen. 1837 saß Katharina Ott, inzwischen 34 Jahre alt, für eine längere Haftstrafe im Arbeitshaus Ludwigsburg ein, wo sie am 19. April ihr viertes Kind, Wilhelm, zur Welt brachte; ein knappes halbes Jahr später wurde das Kind nach Göffingen »überstellt«, wo die Gemeinde die Pflegschaft übernahm.²³

Katharina Ott starb einen Tag nach ihrem 61. Geburtstag. Zu diesem Zeitpunkt hatte ihre Tochter Barbara – die sie einst in Biberach ausgesetzt hatte – das Armenhaus für immer verlassen: 1852 hatte Barbara Ott die Gemeinde Göffingen um die Übernahme von Kosten für die Auswanderung nach Nord-

- 21 GA Göffingen Nr. 332, Gemeinderatsprotokoll vom 07.02.1827.
- 22 Vgl. Intelligenz-Blatt für die Oberämter Biberach und Waldsee, S. 33 (31.01.1831), S. 37 (03.02.1831), S. 88 (17.03.1831); KA BC Taufregister Kath. Stadtgemeinde Biberach, Eintrag vom 15.01.1831.
- 23 Vgl. GA Göffingen Nr. 333, Gemeinderatsprotokolle vom 05.05.1832, 11.02.1835, 21.08.1836, 06.10.1837; KA BC MF Kirchenbücher Göffingen, Familienregister II, S. 157.

Von der Altäglichteit der »Anderen« im Amenhaus des Dorfes

Biberach. (Stedbrief) Die Mutter bes am 14. b. M. hier ausgesetz gefundenen Kindes ist munmehr ausgemittelt in der Person der ledigen Satharina Dtt von Goffingen, Obersamts Riedlingen. Dieselbe ist 26 — 27 Jahre alt, 5' 4 — 5" groß, blassen Angesichts; sie ist bekleidet mit einem gestrickten braun, wollenen Mugen, einem dunkeln baumwollenen Halbtuch, einem dunfel zund hellblau, roth und grun gesteinten Rock, kalbledernen Schuhen und weiße wosenen Strumpfen. Ihre Kopfbedechung besteht in einer hoben Gempenbaube.

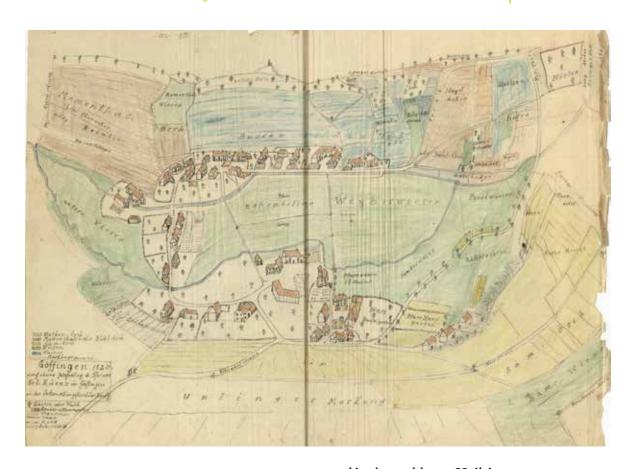
In ihrer Begleitung befand fich bei Aussichrung des Berbrechens hochst mahrscheinlich ihre Mutter Magdatena Ott, deren Teimaths. Berhältnisse noch nicht befannt sind. Diese ist gegen 50 Jahre alt, etwas kleiner als ihre Tochter, und von flarker Statur; sie hat schwarze Haare, dicken Kopf, braunliche aber gang gesunde Gesichtsfarbe, trägt gelbe Ohrenringe und schunpft start Taback, aus einer kleinen ovalen schwarzen Dose mit meisungenen Rändern. Sie ist gekleibet, wie ihre Tochter, nur daß sie einen Rock von weiß und blau gestreiftem Scheckenzeug trägt.

Diese Weibspersonen, welche auch ein ber Catharina Ott angehöriges Madden, von etwa 6 Jahren mit bem Bornamen "Mine" mit sich führen, ziehen gewöhnlich mit einander auf bem Bettel umber und sollen namentlich in den Obersamtern Biberach (wenigstens jenseits der Ris) und Wiblingen wohl bekannt senn. Es ergehet beshalb besonders an die Orts Borsteher dieser Gegend, sodann aber auch an sammtliche Justizund Polizei Behörden die dringende Ausstragen und Polizei Behörden die dringende Ausstrehen Weibsteute zu fahnden und sie im Betretungs fall hieher liefern zu lassen.

Biberach, ben 29. Januar 1831. Ronigl. Dberamtegericht.

amerika gebeten; der Gemeinderat hatte daraufhin umgehend 100 Gulden aus der Gemeindekasse zur Verfügung gestellt, weil man diese Bewohnerin des Armenhauses loswerden wollte. Die Gemeinden gingen mit der Zeit: Die Bettelfahrt des 19. Jahrhunderts ging nicht mehr über die nächste Gemeindegrenze, sondern eben über den Atlantik.²⁴ Eine weitere Tochter Katharina Otts, Magdalena, lebte mit ihren zwei unehelichen Kindern noch bis etwa 1872 im Armenhaus, dann verliert sich ihre Spur.

Katharina Ott, ihre Kinder und Enkel waren für fast fünf Jahrzehnte als Ortsarme in Göffingen präsent. Der Umgang der Göffinger mit Katharina Ott, ihren Kindern und Enkeln ist in den Quellen nicht direkt belegt; die sofortige Bereitschaft, ihrer Tochter Barbara die Überfahrt in die USA zu finanzieren, lässt jedoch erahnen, wie groß der Wunsch in Göffingen war, diese Bewohner des Armenhauses loszuwerden.



3. TRADITION UND MODERNE UM 1900

Für gut drei Jahrzehnte, von 1878 bis 1909, lebten im Göffinger Armenhaus Alois und Magdalena Schirmer – Bewohner, von denen noch Jahrzehnte später der Dorfpfarrer in seiner Chronik zu Göffingen mit gleich zwei Ausrufezeichen notierte: »schlechte Familie!!«²⁵. Als Alois Schirmer ins Armenhaus zog, war er schon länger als problematischer Zeitgenosse bekannt. 1876 war Schirmer erstmals aus Göffingen ausgewiesen worden

25 GA Göffingen Nr. 446, Chronik Kräutle Bd. I, S. 473.

und ins benachbarte Hailtingen gezogen, wo er in eine Messerstecherei verwickelt war, eine Gefängnisstrafe absitzen musste und des Einbruchs verdächtig wurde – es folgte die Ausweisung aus Hailtingen. Dann waren die Eheleute Schirmer in Neufra beschäftigt, doch verschuldete sich Alois dort beim Wirt und war wieder in Gewalttätigkeiten verwickelt. Der Ausweisung aus Neufra folgte Gleiches in Unlingen, und da er nun nirgends mehr aufgenommen wurde, wollte er in jenes Dorf zurückkehren, das sich im Zweifel um ihn kümmern musste: Göffingen.²⁶

26 Vgl. GA Göffingen Nr. 383, Protokoll der Ortsarmenbehörde vom 24.11.1878.

²⁴ Vgl. GA Göffingen Nr. 334, Gemeinderatsprotokolle vom 16./19./21.09.1852; Eitel 2010 (wie Anm. 2), S. 211 u. 243.

Von der Altäglichteit der »Anderen« im Amenhaus des Dorfes

Der Gemeinderat versuchte, die neuerliche Heimkehr der Schirmers mit allen Mitteln zu verhindern. Man kenne, gaben die Gemeinderäte zu Protokoll, den »trägen eigensinnigen Lebenswandel« nur zu gut und wisse doch, dass der »arbeitsscheue verdorbene Schirmer« in einem Jahr sechs- bis achtmal den Hof wechsle, weil »er sich nicht gegen seine Dienstherrschaft und Nebenmenschen fügen« könne. Unbezahlte Rechnungen von Wirten, Schneidern und Schustern aus der ganzen Region überführten Schirmer als »Gewerbemäßigen Betrüger«. Magdalena Schirmer kam nicht viel besser weg, sie sei »zu allem schlechtem fähig, arbeitsscheu, faul. « Die Runde redete sich in Rage über dieses »saubere Paar«: Es käme ja geradezu einer Verletzung ihrer Pflichten gleich, wenn man »auf Gemeindekosten einen 30 Jahre alten, gesunden jungen, arbeitsfähigen Mann und eine 22 Jahre alte Frau« in ihrem »unstäten verkommenen Lebenswandel« auch noch unterstützen würde.²⁷

Doch die Göffinger mussten sich dem Druck des Oberamtes schließlich beugen und wiesen den Schirmers das Armenhaus als Wohnung zu. Manch einer mag darüber sogar froh gewesen sein: Egal wie arm man in Göffingen als Knecht oder Magd war – man war weder so arm, noch galt man als so verkommen wie »die Anderen« im Armenhaus. Regelmäßig beschäftigten sich von nun an Gemeinderat und Ortsarmenbehörde mit

27 GA Göffingen Nr. 383, Protokoll der Ortsarmenbehörde vom 03.03.1877. der Familie Schirmer, die immer wieder mit dem Gesetz in Konflikt kam.

VON DER »ARMENPFLEGE« ZUR »WOHLFAHRTSPFLEGE«

Im späten 19. Jahrhundert wandelten sich in Deutschland die Paradigmen des Umgangs mit Armen. Dem entstehenden Sozialstaat lagen neue Ideen der Wohlfahrtspflege zugrunde, welche die Fürsorge pädagogisierten und psychologisierten. ²⁸ Auf dem Land bestanden Moderne und Tradition aber noch lange nebeneinander fort, wie drei Beispiele aus dem Umgang der Göffinger mit der Familie Schirmer zeigen.

Erstens: Im Jahr 1894 folgte das Oberamt Riedlingen den Forderungen der zeitgenössischen Wohlfahrtspflege und verlangte von seinen Gemeinden, den Armen nicht nur ein Obdach zu bieten und diese dann sich selbst zu überlassen, sondern einen Aufseher über ihr Armenhaus zu bestellen, der die »Insassen derselben zur Reinlichkeit u. Ordnung« anhalten sollte. Dieses aktive sozialpolitische Steuerungsinstrument verpuffte allerdings in Göffingen: Um die oberamtliche Forderung zu erfüllen, bestimmte der Gemeinderat einfach den Schultheißen und den ältesten Gemeinderat als Aufseher – faktisch änderte sich jedoch nichts.²⁹

Zweitens: Wie vormodern der Alltag der Armenpflege in Göffingen damals war, zeigt eine Episode vom 2. Juli 1900, von der es zwei entgegengesetzte Schilderungen gibt. Der Göffinger Schultheiß Hepp gab zu Protokoll, er habe Alois Schirmer gemeinsam mit



dem Polizeidiener aufgesucht und schließlich in den Ortsarrest gebracht, mehr nicht.
Schirmer hingegen behauptete, die beiden
Amtspersonen hätten ihn mit Schlägen
übel zugerichtet. Er klagte bis in die zweite
Instanz, doch auch das Landgericht Ravensburg sah den Vorwurf der Körperverletzung
nicht als erwiesen an: Aussage stand gegen
Aussage. Am Ende übernahm die Gemeinde die Behandlungskosten für Schirmers

Krankenhausaufenthalt. ⁵⁰ Ob Schultheiß und Polizeidiener tatsächlich Alois Schirmer eine ordentliche Abreibung verpasst haben, lässt sich heute naturgemäß nicht mehr klären. Die Göffinger Akten betonen mehrfach, dass Schirmer seine Vorwürfe nicht habe beweisen

können; nirgends hingegen findet sich jedoch die Annahme, dass Schläge ein unpassendes Verhalten gewesen wären. Eine Tracht Prügel für den missliebigen Bewohner des Armenhauses erscheint nachgerade als opportunes Mittel der Konfliktlösung – ein zutiefst vormoderner Gedanke.

Drittens: Traditionelle und moderne Elemente verschränkten sich beim Umgang mit den kleineren Kindern der Schirmers. Einigkeit herrschte im Dorf darüber, dass Schirmers Kinder verwahrlost herumliefen, in einer moralisch fragwürdigen Umgebung aufwüchsen, von den Eltern zur Bettelei angestiftet würden und mithin der Familie

entzogen werden müssten. Für Barbara (fünf Jahre) und den kleinen Tiberius (drei Jahre) fand der Gemeinderat 1902 eine traditionelle Lösung: Die beiden wurden den Eltern weggenommen und bei Göffinger Familien in Pflege gegeben. Für den elfjährigen Anton



²⁸ Vgl. Marx-Jaskulski 2008 (wie Anm. 2), S. 45; Sachße/Tennstedt 1988 (wie Anm. 7), Kap. 2.

²⁹ Vgl. GA Göffingen Nr. 383, Protokoll der Ortsarmenbehörde vom 22.09.1894.

³⁰ Vgl. GA Göffingen Nr. 383, Protokolle der Ortsarmenbehörde vom 12.07.1900, 15.02.1901, 26.01.1902.

³¹ Zu Tiberius Schirmer u. a. GA Göffingen Nr. 383, Protokolle der Ortsarmenbehörde vom 05.03.1902 u. 28.03.1910; zu Barbara Schirmer ebd., Protokolle der Ortsarmenbehörde vom 05.03.1902 u. 04.10.1908.





hingegen hatte der Gemeinderat eine moderne Lösung herbeigeführt: Das Amtsgericht Riedlingen nutzte ein erst ab 1900 geltendes »Gesetz über die Zwangserziehung Minderjähriger« und ließ den Buben in die Erziehungsanstalt Mulfingen, weit entfernt im Hohenlohischen, einweisen. Im September 1901 wurde »der Zögling« der Erziehungsanstalt übergeben, vier Monate später starb die Mutter, Magdalena Schirmer. Im Jahr 1904 brach die Gemeinde die eine Hälfte des Armenhauses ab, so dass nur noch die Wohnung von Alois Schirmer übrig blieb; dieser lebte hier noch bis zu seinem Tod 1909.

32 Vgl. Göffingen Gemeindepflegrechnungen 1900/01: Beil. 169, 170; noch 1905/06: Beil. 179; ferner ebd. Nr. 383, Protokoll der Ortsarmenbehörde vom 25.08. u. 01.09.1901, 28.05.1902.

»Ferne von dem, daß man sich hier sträuben wollte, würdigen und dürftigen Personen Unterstützung zu versagen ... aber einen 32 Jahre alten arbeitsfähigen, gesunden felßenstarkem Mann und einer desgleichen 24 Jahre alten Frau ...«

Gemeinderat und Pfarrer lehnen die Bitten der Familie Schirmer ab. 1878.

4. »ANDERE« IN MODERNEN ZEITEN: DIE FAMILIE L.

1928 zogen als letzte Bewohner die Mitglieder der Familie L. ins Armenhaus ein.
Josef L., der Vater, war gelernter Schuhmacher; seine Frau Cäzilia hatte in die 1901 geschlossene Ehe einen unehelichen Sohn mitgebracht, Karl N. Die beiden hatten sechs weitere Kinder bekommen, von denen drei erwachsen wurden: Josef, Lorenz und Maria. Sowohl Karl N. als auch sein Stiefbruder Josef L. waren geistig behindert; Lorenz schaffte dauerhaft den Absprung aus Göffingen, während Maria in dem Moment, als sie das Dorf verließ, strauchelte und aus gesellschaftlich stabilen Bahnen geworfen wurde.

Die Familienverhältnisse waren nicht einfach: Josef L., der Vater, versuchte als Schuster seine Familie durchzubringen, doch war er Alkoholiker und vertrank das wenige, das er verdiente, in den örtlichen Wirtshäusern.

1922 war er in einen Wirtshausstreit verwickelt, im gleichen Jahr verurteilte ihn das Schöffengericht Riedlingen wegen Betrugs in zwei Fällen. Tum das Familieneinkommen etwas aufzubessern, schlachtete er nebenbei noch Hunde. Fleisch und Felle dienten als weitere Einnahmequelle; die Familie war mehr wie arm«, erzählte das Nachbarskind Rita D. in einem späteren Bericht. Hunde



zu schlachten, war unüblich und unterstrich allein dadurch das »Anderssein« der Familie L. in Göffingen; noch dazu nahm Josef L. die Tiere zum Teil in seinem Wohnzimmer aus und hängte das Fleisch in der Sommerhitze an die Hauswand, wo es mit Fliegen übersät war. ³⁴ Selbst das Schlachten von Hunden gelang Josef L. nicht in einer

³³ Vgl. GA Göffingen Nr. 299, Sühneprotokoll vom 08.02.1922; ebd. Nr. 298, Strafregister: Urteile vom 31.03.1922 u. 20.09.1922.

³⁴ Vgl. Oberschwäbisches Museumsdorf Kürnbach Dokumentation [fortan: OMK Dok] Hirtenhaus, Schreiben Rita D. vom 02.02.2000 S 2

Weise, über die man danach im Dorf nicht noch den Kopf schütteln musste.

Lorenz L., der älteste Sohn, kam 1926 kurz mit dem Gesetz in Konflikt und galt im Dorf als jemand, der nur sehr wenig »begeistert über die Arbeit bei den Bauern« war. 35 Er lebte 1926 noch in Göffingen, spätestens mit dem Einzug seiner Eltern ins Armenhaus 1928 scheint er dem Dorf den Rücken gekehrt zu haben. Er tauchte 1931 in Freiburg auf, wo er zunächst als Wildschlächter, dann als Lagerarbeiter sein Geld verdiente. 36 Er heiratet hier seine Frau Maria und hielt zu seiner Mutter nach Göffingen losen Kontakt. Die beiden unterstützten Cäzilie L. in Göffingen mit kleineren Geldbeträgen.³⁷ Offenbar lebte er in einfachen Verhältnissen, 1965 starb er mit 62 Jahren in Freiburg.

MARIA L. - »EINE UNVERBESSERLICHE
PERSON, DIE MÖGLICHST LANGE VERWAHRT
WERDEN MUSS«38

Maria L. wurde 1905 geboren. An ihrem Schicksal zeigt sich, dass der Staat auf traditionelle Formen des Andersseins im 20. Jahrhundert – und vor allem zwischen 1933 und 1945 – in neuer Weise reagierte. Unterscheidet man wie Katrin Marx-Iaskulski drei verschiedene »Zonen sozialer



Kohäsion«, so befand sich Maria L. in Göffingen noch in der »Zone der Integration« – sie war zwar arm, war aber zugleich im Dorf integriert und zeigte in der Schule beispielsweise passable Leistungen. ³⁹ Vielleicht war ihr das Leben im Dorf zu eng; als sie aus Göffingen wegging, geriet sie in eine »Zone der Verwundbarkeit«: Ohne die sozialen

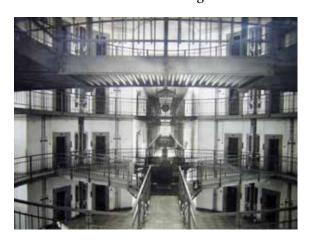
- 35 GA Göffingen Nr. 298, Strafregister (Strafnachricht des AG Riedlingen vom 02.12.1926); OMK Dok Hirtenhaus, Schreiben Rita D. [wie Anm. 34], S. 2.
- 36 Vgl. Amtliches Einwohnerbuch der Stadt Freiburg im Breisgau [...] für das Jahr 1931/32, Freiburg 1931, S. II/120.
- 37 Vgl. Staatsarchiv München [fortan: StAM] JVA 4165, Schreiben Cäzilie L. an Maria L., 01.03.1942.
- 38 StAM JVA 4165, Schreiben Hermann v. Reitzenstein, Direktor des Arbeitshauses Aichach, an Amtsgericht Konstanz, 06.08.1938.
- 39 Hierzu und zum Folgenden Marx-Jaskulski 2008 (wie Anm. 2), S. 26 f. (dort entwickelt in Anlehnung an Robert Castel); die Denkfigur wird hier bei Maria L. individuell und nicht auf Armut allein bezogen. – Schulzeugnis in: Staatsarchiv Ludwigsburg [fortan: StAL] FL 30/18 I Bü 433, Schreiben des Oberlehrers Josef M. an den Oberamtsarzt in Schwäbisch Gmünd, 03.11.1934.

Schutz- und Überwachungsmechanismen eines Dörfchens musste sie alle beruflichen und privaten Entscheidungen selbst treffen, was ihr mehr schlecht als recht gelang.

Sie geriet immer öfter mit dem Gesetz in Konflikt und rutschte nach und nach in eine »Zone der Entkoppelung«: Sie hielt sich nicht an zeitgenössische Vorstellungen von Sitte und Moral, brach Gesetze und hatte keinen dauerhaften Wohnsitz mehr. Die erste Haft saß sie mit 19 Jahren wegen Prostitution in Konstanz ab; wenig später geriet sie in den Blick der Behörden, weil sie wegen Syphilis behandelt wurde. Nun folgten jedes Jahr in dichter Folge Prozesse und Strafen wegen verschiedener Vergehen: Arbeitsscheue, Landstreicherei, Obdachlosigkeit, Vergehen gegen die Verordnung zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten, selbst Ausgabe von Falschgeld und Betrugs. Bis 1938 kamen 24 Vorstrafen zusammen; zwischen den einzelnen Strafen wohnte sie immer wieder in Göffingen. 40 Maria L. war nicht dauerhaft sesshaft, ging nur ungeregelt Arbeit nach, lebte promiskuitiv und hatte eine Geschlechtskrankheit – damit geriet sie ins Fadenkreuz nationalsozialistischer Sozialpolitik, die das »Asozialenproblem« lösen und zugleich eine »Schädigung des Volkskörpers« vermeiden wollte.41

- 40 Vgl. StAM JVA 4165, Auszug aus dem Strafregister der Staatsanwaltschaft Ulm, 19.08.1939; ebd., Ärztlicher Bericht- und Befundbogen, 12.04.1938.
- 41 Christa Schikorra: Arbeitszwang, Psychiatrie und KZ. Als »asozial« verfolgte junge Frauen im Dritten Reich. In: Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hg.): »Gemeinschaftsfremde«. Zwangserziehung im Nationalsozialismus, in der Bundesrepublik und der DDR, Berlin 2016, S. 83–103; Jens Kolata: Zwischen Sozialdisziplinierung und »Rassenhygiene«. Die Verfolgung von »Asozialen«, »Arbeitsscheuen«, »Swingjugend« und Sinti. In: Ingrid Bauz u. a. (Hg.): Die Geheime Staatspolizei in Württemberg und Hohenzollern, Stuttgart 2013, S. 321–337.

Eine Gesetzesänderung von 1933 ermöglichte es Gerichten, einen Verurteilten nach Verbüßung seiner Haftstrafe für unbestimmte Zeit in ein Arbeitshaus einzuweisen, »um ihn zur Arbeit anzuhalten und an ein gesetzmäßiges und geordnetes Leben zu gewöhnen«. Dereits 1933 wurde Maria L. erstmals in das Arbeitshaus Gotteszell bei Schwäbisch Gmünd eingewiesen, im Jahr 1934 erneut. Bei diesem zweiten Aufenthalt im Arbeitshaus Gotteszell diagnostizierte der



Anstaltsarzt bei ihr »angeborenen Schwachsinn mit schizophrenen Zügen« und beantragte die Unfruchtbarmachung. Zuvor hatte er den Dorflehrer von Göffingen über seine

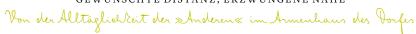
42 Wolfgang Ayaß: »Asoziale« im Nationalsozialismus, Stuttgart 1995, S. 43; ders.: Die »korrektionelle Nachhaft«. Zur Geschichte der strafrechtlichen Arbeitshausunterbringung in Deutschland. In: Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte 15. 1993, S. 184–201; Karl-Leo Terhorst: Polizeiliche planmäßige Überwachung und polizeiliche Vorbeugungshaft im Dritten Reich. Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte vorbeugender Verbrechensbekämpfung, Heidelberg 1985, S. 69–71.

Maria L. saß im Zuchthaus Aichach sechs Wochen Haft ab und musste danach im angeschlossenen Arbeitshaus über vier Jahre stricken. Blick in den Zentralbau des Zuchthauses Aichach. 1925. BILD: JVA AICHACH



159

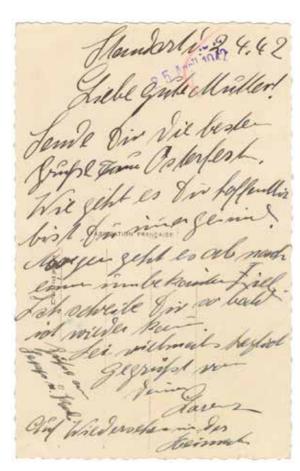
Von der Alltäglichteit der »Anderen« im Armenhaus des Porfes





»Sie hat doch kein Mord begangen u. kein Meinaid u. gestohlen auch nicht ist das ein Solches Verbrechen bei ihr.«

Cäzilie L. über ihre Tochter an den Direktor des Arbeitshauses Aichach, 1942.



Erfahrungen mit Maria L. befragt; Oberlehrer M. teilte ihm in drei Sätzen lapidar mit, dass Maria L. in der Schule zu Kritik keinen Anlass gegeben habe — »In der Fremde ist sie dann sittlich und moralisch vollständig verkommen. Zwei ihrer Brüder, der älteste (außereheliche) u. der jüngste sind psychopathisch minderwertig. « Vermutlich wäre Maria L. auch nur auf den Antrag des Amtsarztes hin sterilisiert worden; das für die Entscheidung zuständige »Erbgesundheitsgericht « bezog sich in seiner schmalen

Zusammenhalt in der Familie L.: Lorenz schreibt 1942 als Feldpost einen Ostergruß an die »Liebe gute Mutter!« mit Grüßen an »Sepp und Karl«, Cäzilie L. schickte die Karte an Maria L. im Arbeitshaus weiter. BILD: STAATSARCHIV MÜNCHEN Begründung jedoch ausdrücklich auf die Aussagen des Göffinger Lehrers. 43

1938 verurteilte das Amtsgericht Konstanz Maria L. wegen Landstreicherei und Prostitution zu sechs Wochen Haft in Aichach bei Augsburg und anschließender Verwahrung im Arbeitshaus. Da die Direktion des Arbeitshauses der Meinung war, Maria L. habe sich noch nicht ausreichend gebessert, blieb sie dort über vier Jahre bis zu ihrem Tod. 44 Maria und ihre Mutter Cäzilia L. pflegten in dieser Zeit einen regen Briefwechsel, der sich zum Teil erhalten hat. Er zeigt eine vergleichsweise innige Beziehung zwischen den beiden und einen gewissen Zusammenhalt in der Familie - Cäzilia L. sandte ihrer Tochter beispielsweise 1942 das Osterkärtchen weiter, das sie von ihrem Sohn Lorenz als Feldpost erhalten hatte. Zugleich versorgte sie Maria L. mit Informationen zum Dorfalltag, etwa über Todesfälle in der Nachbarschaft und den Stand der Frühiahrssaat. 45 In Maria L.s und Cäzilie L.s Briefen ist mit Händen zu greifen, wie machtlos ausgeliefert Maria L. gegenüber den willkürlichen Beurteilungen der Justiz war.

- 43 StAL FL 30/18 I Bü 433, Schreiben des Oberlehrers Josef M. an den Oberamtsarzt in Schwäbisch Gmünd, 03.11.1934; ebd., Antrag des Oberamtsarztes G. auf Unfruchtbarmachung, 14.01.1935; ebd., Beschluss des Erbgesundheitsgerichts Schwäb. Gmünd vom 21.02.1935. Maria L. unterzeichnete zwar einen Verzicht auf Beschwerde gegen den Beschluss (ebd., 25.02.1935), das Vorgehen muss dennoch als Zwangssterilisation gewertet werden.
- 44 Zum Arbeitshaus Aichach s. Florian Wimmer: Die völkische Ordnung von Armut. Kommunale Sozialpolitik im nationalsozialistischen München, Göttingen 2014, S. 290 f.; Nikolaus Wachsmann: Hitler's Prisons. Legal Terror in Nazi Germany, New Haven 2004, v. a. S. 88–98, 132–137 u. 352 f.; Claudia Brunner: Arbeitslosigkeit im NS-Staat. Das Beispiel München, Pfaffenweiler 1997, S. 268 f.
- **45** Exemplarisch: StAM JVA 4165, Schreiben Cäzilie L. an Maria L., 08.12.1941; dass., 02.02.1942; dass., 24.04.1942 mit Karte Lorenz L. an Cäzilie L., 02.04.1942.

Der dringende Wunsch nach Freiheit wurde Maria L. nicht erfüllt: Sie erkrankte an Tuberkulose, und der nun todkranken Maria L. hätte der Aichacher Direktor tatsächlich den Wunsch erfüllt und sie nach Göffingen zu ihrer Mutter entlassen. Dem widersetzte sich allerdings der Oberamtsarzt von Saulgau energisch: Die Mutter wohne »im Armenhaus in einer reichlich dürftigen Wohnung und ist ziemlich mittellos«, zudem sei die Mutter, ja die ganze Familie »schwachsinnig und minderwertig«.46 Hier drohe die Gefahr einer Infektion, weshalb Maria L. nicht nach Göffingen zurückkehren könne. So starb Maria L. mit 37 Jahren 1942 im Arbeitshaus Aichach.

In Göffingen selbst hatten die Menschen nur eine vage Vorstellung von Maria L.s Schicksal, allgemein wurde etwas Schlimmes und Unmoralisches angenommen – 1955 erzählte man sich unter anderem, sie sei an einer »Geschlechtskrankheit« gestorben, und noch Jahrzehnte später hieß es, sie sei »im KZ in Aichach umgekommen«.47

- 46 StASig Wü 66/13 T 2 Nr. 224, Schreiben des Gesundheitsamtes Saulgau an die Frauenstraf- und Verwahranstalt Aichach, 09.07.1942.
- 47 StASig Wü 68/3 T 3 Nr. 254, Krankengeschichte des Pfleglings B., Eintrag vom 11.11.1955; ferner OMK Dok Hirtenhaus, Schreiben Rita D. (wie Anm. 34), S. 1.







»ANGEBORENER SCHWACHSINN«: KARL N. UND JOSEF L.

Karl N., der uneheliche Sohn von Cäzilie L., wurde 1898 geboren, Josef L. im Jahr 1910; beide waren geistig behindert. Gleich zwei Kinder, die – in der Sprache der Zeit – an »angeborenem Schwachsinn« litten, waren ungewöhnlich. Maria L. schrieb aus dem Arbeitshaus Aichach über ihren Bruder und ihren Stiefbruder, sie seien »sehr arme gequälte Geschöpfe«.48 Diese Deutung teilten ebenfalls die Göffinger. Das Nachbarskind Rita D. erinnerte sich: »Von Vielen im Dorf wurde die Familie L. bedauert; schon wegen der ungeschickten Kinder. Diese mussten auch viel in Kauf nehmen von den Jugendlichen im Dorf und auch ausserhalb. Sie wurden gehänselt und belacht. Schlimmer aber war es, wenn sie sich in den Nachbardörfern sehen liessen. Karl musste meistens viel mehr über sich ergehen lassen, weil er mit seinen 40 Jahren ein Benehmen hatte wie ein Kind. Er heulte und rief nach seiner Mutter. Josef hingegen wurde zornig und

48 StAM JVA 4165, Schreiben Maria L. an Cäzilie L., 09.08.1941.

verprügelte alle, die er erwischte und zwar ohne Erbarmen. Einen weiten Bogen machte man um ihn.«49

Allerdings war der Umgang der Dorfbewohner mit den beiden geistig Behinderten sehr unterschiedlich. »Natürlich waren wir Kinder immer neugierig auf Karl und Josef«, berichtete Rita D. »Und wenn nun diese Beiden auf der Gasse anzutreffen waren, wollten wir wissen, ob sie auch schreiben können. «50 Erwachsene erlaubten sich andere Scherze: Ein Göffinger führte 1955 die »große Menschenscheu und Angst« von Karl N. und Josef L. »bei jedem fremden Menschen« darauf zurück, dass man zu den beiden früher im Dorf gern gesagt habe: »der Landjäger kommt und erschießt euch«.51

Josef L. und Karl N. gerieten ebenfalls ins Visier nationalsozialistischer Eugenik. Zunächst wurde Josef L., der jüngere der beiden, vom Chefarzt des Riedlinger Krankenhauses dem Gesundheitsamt gemeldet. Fin Göffingen wurden wieder Lehrer und Bürgermeister befragt; Bürgermeister M. gab ausweichend zu Protokoll, Josef L. sei »geistig etwas beschränkt«, aber schon länger in fremden Diensten, so dass er wenig sagen könne. Anders der Oberlehrer M., der – wie bei Maria L. – seine Diagnose vortrug: »angeborener Schwachsinn u. große Faulheit«. Das Erbgesundheitsgericht verfügte schließlich 1937, Josef L. zu sterilisieren. 55

Wie unterschiedlich die Stellungnahmen aus Göffingen ausfallen konnten, zeigte sich ein Jahr später, als der Oberamtsarzt bei Karl N. die Sterilisation beantragte. Befragt wurde Bauer Paul S. in Unlingen, bei dem Karl N. gerade als Knecht arbeitete. Paul S. gab daraufhin zu Protokoll, dass er Karl N. schon seit 30 Jahren kenne, und wenngleich dieser sehr langsam arbeite, er doch nie Anlass zu einem sittlichen Tadel gegeben habe. Im Gegenteil sei Karl N. ein umgänglicher Zeitgenosse, er habe »trotz seines elenden Daseins noch den besten Humor und singt u. pfeift noch nach der Arbeit durch das Dorf, so daß die Jugend ihre Freude an ihm hat. «54 Das Erbgesundheitsgericht kam schließlich zu dem Ergebnis, dass Karl N. zweifellos an

»Idiotie« leide. Zugleich sei er jedoch »ein so triebloser, scheuer, körperlich geringwertiger Mensch, der schon äusserlich so abstoßend wirkt, dass im Hinblick auf seinen engen und armseligen Lebenskreis von einer Fortpflanzungsgefahr bei ihm nicht die Rede sein kann. Die Unfruchtbarmachung wäre daher nur eine überflüssige, also auch unnötige Kosten verursachende Massnahme. «55 Sparsamkeit schlug in diesem Fall Ideologie – der Eingriff unterblieb.

Nach dem Tod ihres Mannes 1939 lebte Cäzilie L. mit ihren zwei Söhnen im Armenhaus, Josef war lange sogar als Knecht auf Höfen in Diensten. Als arbeitsunfähige Witwe erfüllte sie die Kriterien einer der Unterstützung würdigen Armen. Hoch angerechnet wurde ihr, dass sie nach dem Einsturz des Göffinger Kirchturms 1947 von dem wenigen, das sie hatte, 50 Mark für den Wiederaufbau spendete.⁵⁶ Mit der Zeit kam Cäzilie L. mit dem Alltag aber immer weniger zurecht. Sie bekam von den Nachbarn beispielsweise Eier geschenkt, die sie dann unter ihrem Bett lagerte, allerdings oft so lange, bis sie faul waren. Die Göffinger hatten für so etwas kein Verständnis.⁵⁷

1955 wurde Karl N. kurzzeitig in das Psychiatrische Landeskrankenhaus Zwiefalten eingewiesen und nach der Entlassung von dortigen Mitarbeitern zurück ins

⁴⁹ OMK Dok Hirtenhaus, Schreiben Rita D. (wie Anm. 34), S. 3.

⁵⁰ Fhd S 2

⁵¹ StASig Wü 68/3 T 3 Nr. 254, Krankengeschichte des Pfleglings B., Eintrag vom 11.11.1955.

⁵² Vgl. StASig Wü 66/13 T 2 Nr. 224, Wilhelm M. an Staatliches Gesundheitsamt Ehingen, 03.05.1937.

⁵³ Vgl. StASig Wü 66/13 T 2 Nr. 224, Schreiben Bürgermeister M. an Staatl. Gesundheitsamt Ehingen, 15.05.1937; ebd., Schreiben Josef M. an dass., 14.05.1937; ebd., Beschluss des Erbgesundheitsgerichts Ulm vom 19.11.1937.

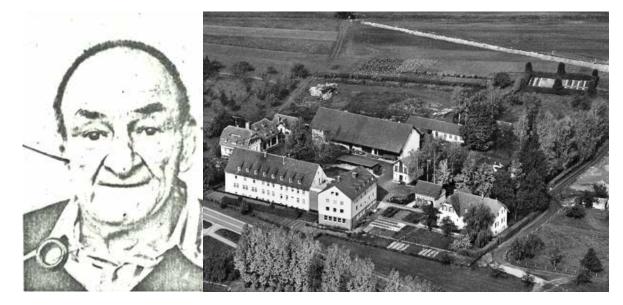
⁵⁴ StASig Wü 66/13 T 2 Nr. 1, Schreiben Paul S. an Staatl. Gesundheitsamt Ehingen, 28.08.1938.

⁵⁵ StASig Wü 66/13 T 2 Nr. 1, Beschluss des Erbgesundheitsgerichts

⁵⁶ Mitteilung von Josef Bösch, Göffingen, 16.10.2017.

⁵⁷ Vgl. OMK Dok Hirtenhaus, Schreiben Rita D. (wie Anm. 34), S. 3.

FAZIT Der Blick auf die Bewohnerinnen und Bewohner des Göffinger Hirten- und Armenhauses in den fast zwei Jahrhunderten zwischen 1758 und 1957 gewährt im Kleinen Einblicke in bemerkenswerte Mechanismen des Dorfalltags und ermöglicht zugleich im Großen auch Aussagen über den Umgang mit »den Anderen« im Dorf über einen



Armenhaus nach Göffingen gebracht. »Die Mutter machte noch einen rüstigen Eindruck. Sie betonte immer wieder, wie sie sich freue, daß ihr Bub wieder da sei«, gaben sie danach zu Protokoll. »Man hatte den Eindruck, daß die Mutter mit ihren beiden Söhnen in einer friedlichen Harmonie lebt. «58 Danach entglitt Cäzilie L. jedoch zusehends der Alltag. Innerhalb eines Jahres verwahrloste Karl und verlor stark an Gewicht. Am 9. April 1957 wurde er akut noch einmal ins Psychiatrische Landeskrankenhaus Zwiefalten eingeliefert, bei einer Körpergröße von rund 150 cm wog er gerade einmal 30 Kilogramm.⁵⁹ Sein Körper war zu

schwach, er verschied am 14. April 1957 in Zwiefalten; genau eine Woche später starb seine Mutter Cäzilie L. mit 81 Jahren.

Allein zurück blieb Josef L., 47 Jahre alt. In früheren Zeiten wäre er als Knecht auf einen Hof gekommen und hätte dort irgendwann sein Gnadenbrot erhalten. Die Sozialpolitik der Zeit jedoch war über diese Entwicklung hinweggegangen: Von Amts wegen wurde er in ein Heim verbracht, die Wahl fiel auf das Heim Pfingstweid bei Tettnang. Dort starb Josef L. – der letzte Bewohner des Göffinger Hirten- und Armenhauses – 1984 mit 73 Jahren.

58 StASig Wü 68/3 T 3 Nr. 254, Krankengeschichte des Pfleglings B., Eintrag vom 18.11.1955.

ßergewöhnlich: Die Hirten besaßen wenig, übertraten ab und an Regeln und zogen bei Konflikten mit reichen Dorfbewohnern den Kürzeren – aber all dies entsprach dem gängigen Umgang mit Armen in Göffingen. Dies änderte sich erst, als ab den 1820er-Jahren das Haus als Armenhaus der Gemeinde genutzt wurde. Bewohner mit schlechtem Leumund zogen ein, wodurch das Gebäude seinen schlechten Ruf bekam; umgekehrt war der Weg ins Armenhaus das deutlichste Zeichen sozialen Absturzes im Dorf: Wer hier

längeren Zeitraum hinweg.

Dabei zeigte sich die Zeit der Hirten

(1758 bis in die 1810er-Jahre) als kaum au-

Bemerkenswert ist die große Zahl an Beispielen sozialer Devianz zwischen den 1820er- und den 1950er-Jahren. Dazu gehörten Bewohner, die sich ganz bewusst der Dorfgemeinschaft entzogen, das galt für die »Vagantin« Katharina Ott um 1830 ebenso wie für die »Landstreicherin« Maria L. ein Jahrhundert später. Eine ganze Reihe von Bewohnern fiel durch Straftaten auf, die über das Maß einer sozial im Zweifel geduldeten Kleinkriminalität hinausgingen: Hierzu ließen sich die Gewalttätigkeiten von Alois Schirmer zählen. Vor allem gehörten dazu

hauste, war ganz unten angekommen.

moralische Regelüberschreitungen, die in zeitgenössischen Denkmustern als empörend gelten mussten – etwa Katharina Ott, die ihre neugeborene Tochter aussetzte, oder Maria L., der mehrfach Prostitution vorgeworfen wurde. Hierdurch erwiesen sich die Bewohnerinnen und Bewohner zugleich in den Augen der Zeitgenossen der Unterstützung als unwürdig. Anders stellte sich die Situation bei den Hausbewohnern dar, die körperlich und/oder geistig behindert waren, wie dem taubstummen Joseph Dorner im frühen 19. Jahrhundert oder Karl N. und Josef L. zwischen 1930 und 1957.

Der Blick auf die Bewohner des Armenhauses zeigt dabei eindrücklich, wie sehr »die Anderen« in kleinsten Dörfern zum Alltag gehörten. Selbst in Dörfchen wie Göffingen war jede Generation von Dorfbewohnern mit außergewöhnlichen Fällen von soziokultureller Abweichung oder persönlichem Anderssein konfrontiert. Im Umgang mit diesen Personen zeigt sich stets eine große Ambivalenz zwischen erzwungener Nähe und gewünschter Distanz: Oftmals wären die Göffinger ihre Armenhausbewohner gerne los gewesen – aber die unehelichen Kinder der vagabundierenden Katharina Ott gehörten

⁵⁹ Vgl. StASig Wü 68/3 PLK Zwiefalten T 3 Nr. 254, Direktion des Psychiatrischen Landeskrankenhauses Zwiefalten an das Amtsgericht Münsingen, 10.04.1957.

Ein großes Heim außerhalb der Stadt: Josef L. lebte im Heim Pfingstheid bei Tettnang für gut 27 Jahre bis zu seinem Tod. BILD: STADTARCHIV TETTNANG, FOTOSAMMLUNG NR. 22

Von der Altäglichteit der »Anderen« im Amenhaus des Dorfes

ebenso zum Dorfalltag wie die Betteleien und Beleidigungen der Schirmers oder die beiden »Idioten« Karl und Josef, die sich von den Göffinger Kindern hänseln lassen mussten. Zwar verwiesen die Gemeinderäte Armenhausbewohner, wo dies rechtlich möglich war, des Ortes oder zahlten die Überfahrt in die USA, doch blieben dies Einzelfälle: Die Bewohner des Armenhauses lebten zwar am Rand des Dorfes, waren jedoch zugleich fester Bestandteil.

Dazu trug ebenfalls bei, dass man im Dorf traditionell in guten Momenten auch der Armen gedachte, etwa wenn sie bei Familienfeiern oder Hausschlachtungen ihren Teil abbekamen. Diese Formen traditioneller Unterstützung lassen sich in Göffingen noch bis zu Cäzilie L. in den 1950er-Jahren nachweisen, wobei diese als kränkliche Witwe und als Mutter zweier geistig behinderter Söhne in die gängigen Muster der »würdigen Armen« passte, der es zu helfen galt. Neben diesen althergebrachten Mechanismen der Hilfe hatten sich ab dem Ende des 19. Jahrhunderts auf dem Land Prämissen und Mechanismen des modernen Sozialstaats Bahn gebrochen. Für Göffingen um 1900 schien im Umgang mit der Familie Schirmer ein Nebeneinander von traditionellen und modernen Strategien auf. Dadurch veränderten sich die Reichweiten des lokalen Handelns: In der Armenpflege alter Prägung spielte sich alles im Dorf ab, im Zweifel mit einer Tracht Prügel. Im Lauf des 20. Jahrhunderts und vor allem nach 1933 wandelte sich dies von Grund auf: Promiskuität und geistige Behinderung wurden als mögliche »Schädigung des Volkskörpers« kriminalisiert und mit Zwangssterilisationen sanktioniert. Für diese Zeit ist in Göffingen zwar kein eugenischer Diskurs nachzuweisen. Dennoch waren die Gutachten etwa des Dorflehrers ein wichtiges Element in der Beweiskette des Erbgerichtshofes. Verhindert hätten Lehrer und Schultheiß die Zwangssterilisierungen vermutlich kaum; doch wo es früher bei ihren Äußerungen vielleicht um die Kürzung der Armenhilfe gegangen wäre, reichte der Lehrer seine Hand nun zu Eugenikmaßnahmen.

Ein anderer großer Trend des 20. Jahrhunderts war die zunehmende Entwicklung, »andere« Bewohner, die auf kein stabiles familiäres Netzwerk zurückgreifen konnten, aus dem Dorf zu nehmen und in große, geschlossene Einrichtungen zu bringen: Dies zeigte sich bereits im Jahr 1901 bei der Einweisung des elfjährigen Anton Schirmer in die Erziehungsanstalt Mulfingen, ebenso 1957 mit der Einweisung des geistig behinderten Josef L. in die Anstalt Pfingstweid – durchaus symptomatisch dabei ist die große Entfernung beider Einrichtungen von Göffingen. Diese Personen wurden nun aus dem Dorf entfernt und verschwanden dadurch auf Dauer.

Mit den »Anderen« verschwanden die Armenhäuser aus den Dörfern. Die oft heruntergekommenen Gebäude galten als »Schandflecke«, für deren Abriss man dankbar war. Das Göffinger Armenhaus wurde 1984 in das Oberschwäbische Museumsdorf Kürnbach transloziert. Aus grundsätzlichen Überlegungen heraus setzte man damals allerdings im Museum nur die Geschichte des Gebäudes als Hirtenhaus in Szene. Die weitaus längere Geschichte als Armenhaus blieb unerzählt; erst ein veränderter Blick auf die »Anderen« im Dorf rückte auch die Geschichten und Schicksale der Familien Ott, Schirmer und L. ins Zentrum.

DER AUTOR

DR. JÜRGEN KNIEP, geb. 1978, Studium der Neueren Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaft in Bamberg, Galway (Irland) und Freiburg. Leiter des Oberschwäbischen Museumsdorfs Kürnbach.

Zur Alltagsgeschichte des Fortzehens und Bleibens

Heimat und Fremde Zur Alltags-geschichte des Fortgehens Bleihens

• »Heimat und Fremde« gehörten zusammen, über Jahrhunderte, im Leben und in den Köpfen der Menschen. An einem Ort geboren werden, daheim sein und sterben: Das war der Normalfall, wenn man das Glück hatte, seine Heimat nicht verlassen zu müssen. Denn Fortmüssen bedeutete Fremde, »Elend« im ganz wörtlichen Sinne. Fortgehen, um in der Fremde sein Glück zu machen – das gab es bei Wagemutigen, im Märchen, in Berichten von Fortgezogenen. Erst seit dem 18. Jahrhundert galt »Fortschritt« als ein Gewinn, erst danach öffneten sich die Grenzen, die bis dahin die Menschen an ihre Herkunft gebunden hatten: an den Heimatort, seine Sprache, an »Heimat und Stand«. Die fremden Städte und Fabriken lockten nun, neue bürgerliche Freiheiten sprengten die ehemals festen Horizonte, doch die Heimat im Kopf blieb der alte Traum. »Dem sei Sproch hat koi Hoimet« beschreibt das hörbare Dazugehören. »Der isch nie nauskomma«, das aber war (und ist?) ein Vorwurf. Er kritisiert das »Hockenbleiben«, das »Verhocken daheim«, das den Schwaben angeblich so eigen ist, das sie lieben und an dem sie leiden – daheim, in der Fremde, in Berlin und anderswo.

FORT UND DAHEIM

Fortschritt ist ein modernes Wort, es fehlt im Dialekt. Fortschritt als »der Fortgang einer Sache, eines Vorhabens«, so notiert das Schwäbische Wörterbuch, sei »kaum alltäglich«.¹»Fort!«, so stand es, mit einem blauen Kopierstift geschrieben, unterstrichen und mit Ausrufezeichen versehen, in den Personalbüchern der Baumwollspinnerei Kuchen bei Geislingen an der Steige als häufigster Eintrag in der Spalte »Austritt«.»Fort!«,

1 Schwäbisches Wörterbuch. Bearbeitet von Hermann Fischer, 2. Bd., Tübingen 1908, Sp. 1679–1681 (s. v. ›fort‹). »Entlaufen« und »Weg« war die knappste Chiffre für den Nicht-Fortschritt im beginnenden Industriezeitalter. Anstelle des Einzugs in die Arbeitersiedlung als ordentlicher Fabrikarbeiter, seiner ordentlichen Einbürgerung in die Arbeitersiedlung und der Erziehung zum fleißigen und sittlichen Bürger nun also der Rückschritt, die Unordnung, das Fortlaufen, meist bei Nacht und Nebel und oft wiederholt. Das »Fort!« war ein erprobtes Ritual, das Wiederholung und Wiederkehr (bis zu sechs Mal!), auch in die Fabrik und in die Arbeitersiedlung, ermöglichte. Für die Fortlaufenden, das zeigen die Akten, gab es

CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER

Zur Alltagsgrichtet des Fortzehens und Bleibens

dennoch eine Ordnung – freilich auf andere, eigene, vorindustrielle Weise, aus einer Zeit ohne Fabrikordnung, an Lohn und Brot orientiert. »Unstet« war dieses Verhalten aus der Sicht des Fabrikherrn. Diese neue Kultur war, ebenso wie die neuen Menschen in der Fabrik, wie die Arbeiterinnen, die »Fabrikmenscher«, den Menschen im alten Dorf, den Bauern und Leinewebern, fremd und unheimlich.²

FORTGEHEN ODER DAHEIMBLEIBEN

Sprache bildet ab, sie ist Hort für kollektive Erfahrung und kollektives Gedächtnis, auch in der regionalen Kultur, auch in der Mundart. Entlaufen oder »Verhocken«, Gehen oder Bleiben: Bei solchen Wörtern geht es nicht um Fortschritt oder Rückblick, sondern um handelnde und wandelnde Menschen, um ihre Wahl- oder Nicht-Wahlmöglichkeiten und um die Spannungen dazwischen.

In seiner 1897 erschienenen »Schwäbischen Litteraturgeschichte« hat Rudolf Krauss den Schwaben als den »potenzierten Deutschen« bezeichnet. Ludwig Uhland, so ließen sich diese Bilder fortdenken, wäre die Potenzierung von beiden. Geschildert

wird er als »still, fleißig, schüchtern, lauter, gründlich, bescheiden, gediegen«.3 Könnte dies, auf dem Hintergrund seiner Vita, auch gelesen werden als »schwäbisch-verhockt, verbuttet«? Seine einjährige Parisreise im Jahre 1810, geplant als eine Bildungsreise, als »Flug in die Welt«, wurde für Ludwig Uhland zum Arbeitsurlaub. Der Mutter, so Rudolph Krauss, »bereitete (sein) Mangel an äußerer Gefälligkeit« Sorge. Vergebens hoffte sie, dass der Parisaufenthalt »ihn wandeln, (ihm) leichtere Umgangsformen beibringen werde. Er war und blieb der schwerfällige Schwabe, der nicht aus sich herauszugehen vermochte«.4 Das Urteil ist klar, nicht nur in sprachlichem Sinne: Er ging fort und »in sich hinein«, statt »aus sich heraus«! Trotz seiner steten Bewegung, trotz rastloser Arbeit und langen Fußmärschen, die sein Tagebuch ebenso akribisch notiert wie Kutschfahrten, Verwandten- und Wirtshausbesuche, die Arbeit in Kanzlei und Landtag, dürfte für Ludwig Uhland das Fort-Sein und Fort-Müssen von Tübingen stets auch Last und Pflicht gewesen sein. Selbst Stuttgart ist ihm ein ungeliebtes Exil und Interim – daheim, das ist Tübingen.⁵

- 3 Rudolf Krauß: Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden, 1897; I, S. 10 ff.
- 4 S. auch ebd.; II, S. 20, 28 f., 32, 37, 38 f.
- 5 Vgl. Uhlands Tagebuch 1810–1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlass, hg. von I. Hartmann, 2. Auflage, Stuttgart 1898. Vgl. auch dazu Hermann Bausinger: Ludwig Uhland. Dichter Politiker Gelehrter, Tübingen 1988; ders., Kerner Uhland Mörike. Schwäbische Dichtung im 19. Jahrhundert. Marbacher Kataloge, Bd. 34, hg. von Bernhard Zeller, Marbach 1980. Ähnliche Befunde ergibt die Biografie von Friedrich Silcher (1789–1860). S. dazu Hermann Josef Dahmen: Friedrich Silcher. Komponist und Demokrat. Eine Biographie, Stuttgart 1989.

»Fort und daheim« sind in solch traditionellen Welten von Heimatbindung und Heimatrecht längst Anlass zu Heimatklage und Heimatlob geworden, je nach Standort, Trennungsart, Bindungsstärke. Zu trennen ist dabei freilich das aktiv handelnde, aufrechte und willentliche Gehen-Wollen vom Gehen-Müssen. Auch das »Fort, passivisch« bedeutet laut Schwäbischem Wörterbuch etwas anderes. Denn »Fort tun« ist eindeutig in der Mundart. Das Schwäbische Wörterbuch nennt es »euphemistisch für einen Ort, den man nicht nennt«. »Fort tun«, das wissen wir bis heute, kann man einen Menschen – ins »Zuchthaus«, ins Lager, in die Psychiatrie. »Fort tun« steht so für hochdeutsch »einliefern«. Der Dialekt ist hier genauer als die Hochsprache. »Fort tun« gilt für das noch Temporäre und Lebendige, hingegen meint das Präfix »Weg tun« das Finale und Letale. Kleine Katzen, Hennen, Hunde kann man »weg tun«, dann sind sie weg, tot, beseitigt. Das »Fort tun« könnte eine Vorstufe sein. Aus der Kindheit sind mir solche Sätze der Erwachsenen noch im Ohr: »Den ... hat mer fort do, auf der Heuberg ...«

FORTSCHRITT IN DEN KÖPFEN

Der Prozess der Zivilisation, so hat uns Norbert Elias gelehrt, ist ein komplizierter, dialektischer. Die Zunahme an äußerer Freiheit ist nicht gleichbedeutend mit innerer Freiheit. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht »Fortschritt« für den Weg der Zivilisation: Es kommt zur Abschaffung der Leibeigenschaft, zur Ablösung der Gülten, Zinsen und Zehnten und alter Lasten wie der Jagd- und Wildfronen und zum Ausbau einer zentralen Verwaltung, zum Bau von Rathäusern, Armenhäusern, Schulen und Friedhöfen – all diese Neuerungen stehen dafür, als Wegmarken.

Weniger sichtbar, jedoch für die Menschen spürbar und hörbar waren jene Dinge, die als Kulturfolgen diese Prozesse begleiteten oder aus ihnen hervorgingen; so die Förderung und Pflege eines »ordentlichen vierstimmigen Gesangs«, die Schaffung von Schul-, Kirchen- und Leichenchören und die Entstehung von Gesangvereinen in Stadt und Land. Das geordnete, »dirigierte« kirchliche und schulische Singen war aus obrigkeitlicher Sicht förderlicher als das freie, neue männerbündische, von Lehrern und Demokraten freiheitlich »um-dirigierte« Singen im ganz wörtlichen Sinne. Der Blick auf die

² Vgl. Christel Köhle-Hezinger, Walter Ziegler (Hg.): »Der glorreiche Lebenslauf unserer Fabrik«. Zur Geschichte von Dorf und Baumwollspinnerei Kuchen. Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen, Bd. 13, Weißenhorn 1991; s. bes. die Beiträge von Gisela Hengstenberg (S. 159–172), Dieter Wolf (S. 173–182), Ursula Weber und Lothar Krög (S. 231–246), Martin Wörner (S. 328–339).

⁶ Exemplarisch dazu s. Paul Sauer: Affalterbach 1872-1972, Affalterbach 1972, S. 297-322; und Angelika Bischoff-Luithlen: Der Schwabe und die Obrigkeit, Stuttgart 1978.

HEIMAT UND FREMDE Zur Alltagsgrichielte des Fortzehens und Bleibens

Vorgänge um die Revolution von 1848 zeigt das eindeutig.7

Zensur, Polizei und Arrest waren die Gegenmittel gegen solche Bewegungen. Die Zivilisierung des Alltags und des privaten Lebens war ein Programm, das sich »Fortschritts-Hygiene« nennen ließe. Die Einführung der Kehrwoche in Württemberg im Jahre 1811 ist dafür ein markantes Zeichen. Kuttereimer und Kehrbesen sind deren Symbole, sie stehen für das äußere Sichtbarmachen der inneren Ordnung. Der Bau von Armenhäusern wäre dafür ebenso ein Beispiel. Armenpflege als sichtbare »Wohl-Fahrt und Pflicht« der Gemeinde, die Armenschulen als staatliche Programme. Ein weiteres Beispiel wäre die »Bettelfuhre«. Fremde, Kranke und Bettler (also nicht-heimische Arme!), so die württembergische Polizeiordnung von 1814, seien in der Fron von Ort zu Ort weiterzuführen, solange ihr Zustand dies erlaube. Fort und weg war das Prinzip, denn das Weiterführen meinte das »Abladen und Fortschaffen« - von der Gemarkung, vom eigenen Ort, aus den eigenen Augen. Das Fortschaffen war zumeist ein Fortführen, denn der aufrechte Gang war den meisten Armen längst nicht mehr möglich.

7 Christel Köhle-Hezinger: Gemeinde und Verein. Überlegungen zur Problematik und Forschungspraxis eines volkskundlichen Themas. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 22. 1977, S. 181-202 (am Beispiel von Kiebingen/Oberamt Rottenburg). S. dazu auch Martin Wißner: Die Pfarramtlichen Gesangs-Berichte. Ein Beitrag zur Entstehung der Gesangvereine im 19. Jahrhundert. In: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1. 1971-1973, S. 93-96. Aus der Fülle der 1848-Literatur, an der sich solche Thesen überprüfen lassen, s. Gerhard A. Auer, Volker Watzka [Hg.]: Die Sonne der Freiheit. Die Revolution von 1848/49 im Oberamt Emmendingen und den Bezirksämtern Kenzingen, Waldkirch. Bd. 1: Stadt und Land, Emmendingen 1997.

1821 folgt der Fortschritt im Sinne eines aufgeklärten Menschenbildes: Nun gab man die aus dem 16. Jahrhundert stammenden Praktik der Bettelfuhre auf. Das mobil weiter getriebene Elend sollte fortan dem stationären weichen. Armenhäuser waren zu bauen von den Gemeinden – das ambulante Elend wurde zum stationären Elend.⁸ In der Kraft der alltäglichen Sprache plastisch ausgedrückt hieß das: Nun konnte man »dazusehen« von außen, wenn einer drinnen »verkommt«, wenn er nicht mehr »naus sieht«, wenn das Fortkommen aus seinem Blick gewichen war.

Fortschritt gab es auch im Sinne von sozialer Hygiene, als eine Art neuer Ethik. Im Jahre 1826 untersagte ein Konsistorialerlass den Dekanen im Land, von den Geistlichen Geldgeschenke anzunehmen. Im Jahre 1818 war erstmals von einem Wandel in der Empfindung zu hören. Bisher war es in Tradition und Herkommen verankert, »Schmieralia«, das heißt Verehrungen und »Emolumente« zu geben oder anzunehmen. Der Stuttgarter Dekan Köstlin dankte am 3. Januar 1818 Pfarrer Georgi für seinen Glückwunsch zum Neujahr samt dem beigelegten Geldgeschenk. Im Jahr darauf sandte derselbe Pfarrer Georgi dem Nachfolger Köstlins im Dekanat ein »Einstandsgeschenk«. Der aber sandte es zurück mit freundlichen Worten – als nicht mehr in den Geist der Zeit passend.⁹

- 8 Christel Köhle-Hezinger: Die enge und die weite Welt. Ländlichtraditionale Welt im Aufbruch des 19. Jahrhunderts. In: Der ferne Nächste. Bilder der Mission - Mission der Bilder 1860-1920, Katalog zur Ausstellung im Landeskirchlichen Museum Ludwigsburg 1996, S. 45-53. Und: Religion in bäuerlichen Gemeinden -Wegbereiter der Industrialisierung? In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1. 1985, S. 193-208.
- 9 Vgl. Ernst Reinwald: Über »Verehrungen« im alten Württemberg. In: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 2. 1955, S. 17-48, hier

Solcher Fortschritt war freilich für viele ein Rückschritt. Noch drei Jahrzehnte nach dem Erlass gingen Gesuche von Pfarrern beim Konsistorium in Stuttgart ein, die Geschenke zu Neujahr, Geburtstag, Hochzeit und dergleichen wieder zuzulassen. Ein Konsistorialerlass macht im Jahre 1857 aber mit Nachdruck allem Hoffen ein Ende. 10 Geldgeschenke, »1 Gänsle«, Kuchen oder »Metzelsupp ins Pfarrhaus« überleben fortan allenfalls in der Sage und in der Dichtung; so bei Ernst Meier und Ottilie Wildermuth oder auch in den Schwundformen lokal tradierter »Sitte«.11

»FORT VON HUNGER UND NOT«

Der Übergang vom Hungerjahr 1816 ins »Segensjahr« 1817 war ohne Frage ein Fortschritt, wie ihn etwa der Munderkinger Stadtrat und Metzgermeister Lorenz Fleischle in seiner Chronik beschreibt: »1816 Frost bis Georgi, Schnee im Mai, der Sommer nass: 137 Tage Regen«, von April bis Oktober, »die Winterfelder lagen wie in der

- 10 Zur farbigen Illustration solchen Dorfalltags im 18. Jahrhundert s. Christel Köhle-Hezinger: »Barockes Volk«? Zur Frage von Differenz und Nähe im Dorf des 18. Jahrhunderts. In: Württember gisches Landesmuseum Stuttgart; Geschichts- und Kulturverein Köngen (Hg.): Barockes Welttheater. Ein Buch von Menschen, Tieren, Blumen, Gewächsen und allerlei Einfällen, geschrieben und gemalt von M. Daniel Pfisterer, Pfarrer zu Köngen, begonnen im Jahre 1716, Bd. 2, Stuttgart 1996, S. 331-345.
- 11 Allgemein dazu s. Christel Köhle-Hezinger: Pfarrvolk und Pfarrersleut. In: Martin Greiffenhagen (Hg.): Das Evangelische Pfarrhaus, Stuttgart 1984, S.247-276.

Brache«.¹² Alle Ordnung schien außer Kraft: die Ordnung der Dreifelderwirtschaft, die Ordnung des Essens und die des Sattwerdens. Der erste Erntewagen 1817 wurde zum Festzug mit Musik und Geläut, wie beim ersten »Landwirtschaftlichen Hauptfest« in Stuttgart im Jahre 1818.13

Gegenbild zum festlichen Ausschreiten im Festzug war das Auswandern, das »Fort in die Fremde«, wie es in den Akten heißt: fort, »um eine beßre Existenz zu finden«. Auswandern bedeutete, Hab und Gut zu verkaufen, sein Bürger- oder Heimatrecht (sofern man es hatte) zurückzugeben. Die Rückkehr in die Heimat war danach praktisch nicht mehr oder – als »Rück-Schritt« - nur schwer möglich. Auswandern war förmlich, korrekt und in der vorgeschriebenen Ordnung möglich, aber auch als ein »Verschwinden«, das hieß, in den Akten geführt zu werden bis zum 70. Lebensjahr, danach wurde »unter die Erben verteilt«.

Die Grenzen zwischen Auswandernden, Fahrenden und Vaganten waren oft fließend. Eindrückliche Mikrostudien über »unstetes Leben«, über Menschen in Bewegung haben Sabine Kienitz und Monika Bönisch vorgelegt. Anna-Maria Blocher aus Nordstetten, so lesen wir bei Kienitz, wurde 1817 verhaftet: sie habe zwei Frauen erschlagen. ¹⁴ Der

- 12 Zit. n. Die Hungerjahre 1816/17 auf der Alb und an der Donau, Ulm 1985, S. 70 f.; s. dazu Lisgret Militzer-Schwenger: Armenerziehung durch Arbeit. Eine Studie am Beispiel des Württembergischen Schwarzwaldkreises 1806-1914, Tübingen 1979.
- 13 Zur Geschichte des Volksfestes s. Hans Otto Stroheker, Günther Willmann: Cannstatter Volksfest im Wandel der Zeiten, Stuttgart-Aalen 1978.
- 14 Vgl. Sabine Kienitz: Unterwegs Frauen zwischen Not und Normen. Lebensweise und Mentalität vagierender Frauen um 1800 in Württemberg, Tübingen 1989.

Zur Alltagsgrichtet des Fortzehens und Bleibens

andere Fall ist der eines Gaunerpärchens und seines Traums vom Glück und von Sesshaftigkeit. Magische Praktiken, Glücksspiel und der »Besitz eines Bettes« sind dabei die tragischen Traum-Stationen. 15 In einer anderen Mikrostudie hat Monika Bönisch – im Kontext der Fabrikgeschichte der Baumwollspinnerei Kuchen im Filstal – einen weiblichen Abstieg industrieller Art verfolgt. Es ist der Fall der Christine Klotz, 1840 in Klaffenbach bei Welzheim geboren und als Spulerin in die Baumwollspinnerei Kuchen eingetreten. Sie wird in Stufen »fortgeschafft«: aus der Fabrik und ihrer Wohnung auf die Straße; so gelangt sie aus ihrer »normalen« Existenz ins vorgebliche »Irresein«. Sie stirbt 1890 in der »Irrenanstalt Zwiefalten«.16

»Aus Not von daheim fortgehen« konnte aber auch weit über die Heimat hinaus Aufstieg und Ansehen heißen. So etwa im Falle des Schreinergesellen Blocher aus Leidringen, den Werner-Ulrich Deetjen verfolgt hat.

1811 geboren in eine fromme »Hahnsche« Familie, gelangte das »Hansjörgle« als Wanderbursche 1829 nach Basel. Hier lernte er Spittler und Zeller kennen, wurde Lehrer im nahe gelegenen Beuggen, einer in pietistischem Geist gegründeten Erziehungsanstalt. Berufen als bereits weithin berühmter Pädagoge, gründete er Kinderrettungsanstalten und Reformschulen an verschiedenen

Orten. Der »gesegnete Schwabe«, »Schweizer Erziehungs- und Diakonie-Pionier« vom Kleinen Heuberg war bekannt als der »Leidringer Wichern«. 1899 starb er in Bern, hoch angesehen.¹⁷

»FORT IN AUSLÄNDISCHE FABRIKEN«

Andere Beispiele des 19. Jahrhunderts verweisen in die Frühindustrialisierung, in andere soziale Stände. Der 1813 geborene Badener Emil Kessler wurde 1846 Gründer und Direktor der Maschinenfabrik Esslingen; er war im Jahre 1831 aufgebrochen zu »Studienreisen« nach Frankreich und England, ausgestattet mit Empfehlungsschreiben und Notizblock. Seine Skizzenhefte und Tagebücher zeigen die Stationen von individuellem und industriellem Fortschritt: Pumpen, Pressen, Wasserräder, Maschinen aller Art, samt Daten und Berechnungen. Für Ingenieure auf Reisen war dies ein »Technologietransfer«, nicht aber Industriespionage.18 Max Eyth, in der 1852 gegrün»Sie kann durchaus nicht fort ... denn es gibt nur ein Stuttgart ... ins Ausland könnte sie vollends gar nicht. Lieber einen Schneider in Stuttgart als einen Oberamtmann aus dem Schwarzwald. Den stellt sie sich vor (den Schwarzwald) als ein Stück Sibirien; das Oberland als eine Art Siebenbürgen und das Unterland als ein Anhängsel von Stuttgart. Nur in Stuttgart ist's gut, darum muss sie bleiben ... Sie würde für ihr Leben gern heiraten, wenn nur ein Stuttgarter käme.«

deten Kuhnschen Fabrik in Berg bei Stuttgart technischer Zeichner, setzte als sein Motto über solche Technikreisen – gleichsam modernes Substitut der adligen »Grand tour« – »Hinaus, lernen und lernend schaffen«.¹⁹ Eisenbahn und Polytechnikum vernetzen fortan auf neue technische Weise überregional und international, was in der alten ständischen Welt Württembergs Verwandtschaft und informelle Netzwerke – die Klosterschulen, das Stift in Tübingen, der Pfarrerstand und die Ehrbarkeit – geleistet hatten.²⁰

Nicht für alle freilich waren diese Netzwerke auch geliebte Tragwerke. Fort aus den Bindungen solch traditioneller, belastender Art etwa zog es Carl Theodor Griesinger, Pfarrersohn und »Aussteiger«. 1809 geboren, entsagte er mit 26 Jahren dem geistlichen Stand nach dem Vikariat. Seine 1836 erschienenen Satiren wurden zum Skandal. Der Kenner Griesinger, so lässt sich daraus schließen, hatte sehr genau getroffen. 1848 gründete er das demokratische Blatt »Die Volksmär«; zwei Jahre Festungshaft auf dem Asperg folgten, 1851 dann die Auswanderung mit der Familie nach Amerika, wo er 1884 als »Erfolgsschriftsteller« starb. Griesinger wusste 1836 schon, was »fort aus der Heimat« auch heißen kann – etwa für Wanderhandwerker: »Wenn der Wiesensteiger Gipser nicht verhungern will, muss er hinaus... Als Gipser und Maurer geboren, ist er im Winter Drechsler, dazu Hausierer mit seinen Spindeln und Wirteln. Er ist leicht zu erkennen, denn er sieht mager und im Winter sehr erfroren aus. «21

¹⁵ Vgl. Monika Bönisch: Opium der Armen. Lottospiel und Volksmagie im frühen 19. Jahrhundert. Eine Fallstudie aus Württemberg. Frauenstudien Baden-Württemberg, Bd. 3, Tübingen 1994.

¹⁶ S. dazu die Mikrostudie von Monika Bönisch in: Köhle-Hezinger/ Ziegler 1991 [s. Anm. 2], S. 263–273.

¹⁷ Vgl. Werner Ulrich Deetjen: Johann Georg Blocher. Vom Leidringer Schreinergesellen zum Schweizer Erziehungs- und Diakoniepionier, Leidringen 1999. Ein neuwürttembergisch-katholisches Pendant bietet die Monografie von Gertrud Wyrsch-Ineichen: Ignaz und Scherr (1801-70) und das Normal-, Taubstummenund Blindenschulwesen seiner Zeit bis 1832, Freienbach 1986.

¹⁸ Vgl. Hans-Jürgen Enzweiler (Hg.): Reisen fürs Industriezeitalter Emil Kesslers Tagebücher. Studienreisen nach Paris und in die Alpenländer 1833 und 1834. Technik und Arbeit, Schriften des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim, Bd. 7, Mannheim 1996; s. bes. S. 14, 19, 53, 55 ff., 82.

¹⁹ Zit. n. Klaus Herrmann: Ingenieure auf Reisen. Technologieerkundung. In: Hermann Bausinger (Hg.): Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus, München 1991, S. 297–304.

²⁰ S. dazu Köhle-Hezinger 1984 (wie Anm. 11). Die Herausbildung und Verfeinerungen dieser Netzwerke beschreibt Johannes Wahl: Karriere, Kinder und Konflikte. Lebensplanung und Alltagserfahrung württembergischer Pfarrfamilien im 17. Jahrhundert, Stuttgart 1995.

²¹ Carl Theodor Griesinger: Schwäbische Arche Noah. Eine heitere Charakterkunde (Titel der Erstausgabe »Silhouetten aus Schwaben« 1838), Stuttgart 1979, S. 235 f. und 237.

Zur Alltagsyschichte des Fortychens und Bleibens

Für den Schwaben, so Griesinger, gelte dennoch das »Bleiben, nicht gehen«. Beste Beispiele dafür sind seine Porträts »Der Schwabe«, »Der Hausbesitzer«, »Der Ladenschwengel«, »Das öffentliche Stuttgarter Mädchen«, »Der Königsstraßenlöwe« und schließlich, als Krönung im 40. Kapitel, »Die geborene Stuttgarterin«. Diese Satire ist zugleich die Krönung des »Nicht-Fort-Wollens«: »Großfüßig, kräftig, mehr üppig als schlank« reiche ihr Radius bis Cannstatt, Münster, Vaihingen, Hohenheim, Echterdingen (dem »Hirsch«) – aber nicht weiter. »Sie kann durchaus nicht fort ... denn es gibt nur ein Stuttgart ... ins Ausland könnte sie vollends gar nicht. Lieber einen Schneider in Stuttgart als einen Oberamtmann aus dem Schwarzwald. Den stellt sie sich vor (den Schwarzwald) als ein Stück Sibirien; das Oberland als eine Art Siebenbürgen und das Unterland als ein Anhängsel von Stuttgart. Nur in Stuttgart ist's gut, darum muss sie bleiben... Sie würde für ihr Leben gern heiraten, wenn nur ein Stuttgarter käme.«2

In dieser Zeit neu aufgekommen war das Spazierengehen – männlich und weiblich; nicht allein stuttgarterisch-»großfüßig«, sondern eingebunden in die Natur, die Kleidung, in Körper und Stadt. Dieses bürgerliche »Hinaus in die Alleen«, das Sich-Ergehen auf den Wällen der ehemaligen Stadtbefestigungen, hat das alte Hinausgehen in einem ganz wörtlichen wie symbolischen Sinne

gesprengt.²³ Es gilt im Blick auf Raum und Zeit: im Blick auf »Zeit haben und zur Schau stellen« ebenso wie im Blick auf Stand und Geschlecht.

»HERAUS AUS DEM HAUS«

Für Frauen hatte das Fortgehen spezielle Formen und Gesichter: vagierende, auswandernde, vor der Not fliehende; so etwa mit dem »Gneisle« im Bündel, das vor Heimweh schützen sollte.²⁴ Das Gneisle ist ebenso Symbol und Zeichen wie das Schiff, das in die neue Welt fuhr. Gemeint ist eine neue, verheißungsvolle Welt. Sie war für fromme Frauen freilich erst das Dazwischen, die Schwelle. In ihren Forschungen zu »Missionsbräuten« hat Dagmar Konrad dies aus den Quellen erschlossen. Fort aus dem Heimatland galt hier auch in ganz biblischem Sinne: wegzugehen aus der Familie und Freundschaft »in ein Land, das ich dir zeigen will « (1. Mose 12,1). Die seit 1815 bestehende Basler Mission ist gleichsam Wegzeiger, der erweckte Glaube Wegbegleiter in die Heidenmission. Die von der

Leitung auserwählten und ins Missionsfeld geschickten Frauen, oft Bauern-, Handwerker- und Weingärtnerstöchter, verließen ihre Heimat und reisten in eine fremde Welt. Zwischen 1821 und 1824 wurden aus dem Weingärtnerdorf Gerlingen zwölf Missionare »ausgesandt«, die Frauen wurden nachgesandt.²⁵ Der 1825 in Gerlingen geborene Johannes Zimmermann, Kind frommer Pietisten, zog zur Missionarsausbildung 1844 in die »Schwabenkaserne« in Basel ein. Sein Missionsfeld wurde die Goldküste, seine Frau war Afrikanerin, eine frühere Sklavin mit zwei Kindern, geschieden, bildhübsch, ausgebildete Lehrerin. Der eigensinnige Gerlinger bezeichnete seine Verlobung – ohne das Placet der Basler Mission! – als eine »Vermählung mit Afrika«. Nach 25-jähriger Ehe reisen beide »heim« nach Gerlingen, dort starb er, die Frau fuhr allein nach Afrika zurück, in ihre Heimat.²⁶

Weibliches Fortschreiten als Beruf, allein, ohne Stand und Mann: Das war nun denkbar und vollziehbar. Für fromme Frauen gab es dies vergleichsweise früh. So standen katholischen Nonnen in Klöstern seit 1840 in Württemberg evangelische Diakonissen gegenüber. Die Handwerkstöchter Agnes Maier und Sophie Wagner machten im Kirchheimer Wilhelmsspital den Anfang, nach Kaiserswerther Vorbild und nicht nur zur Freude der Stuttgarter Ehrbarkeit, die

hier ledige Ehrlosigkeit witterte. In Stuttgart gründete 1853 Charlotte Reihlen – eine Pfarrerstochter, Zuckerfabrikantengattin und Anhängerin des frommen Michael Hahn – das erste Diakonissenmutterhaus.²⁷

Im gleichen Milieu und zur selben Zeit, aber gleichsam als »Kontrastfrömmigkeit« finden sich Bilder wie das der Pfarrersfrau und Freundin von Ottilie Wildermuth, Auguste Eisenlohr, einer Pfarrerstochter aus Wolfsschlugen, 1813 geboren. Ihr Politisieren begann mit Wohltätigkeit, mit Näh- und Armenvereinen, und führte sie im Iahre 1848 nach Frankfurt und Stuttgart in die Parlamente, »auf die Tribünen«. 1847 war ihr Mann, der Pfarrer und Nürtinger Seminardirektor Theodor Eisenlohr, in den Landtag gewählt worden. 43-jährig, im Jahre 1856, starb sie nach elf Geburten: ein von Eva Kuby rekonstruiertes »Frauenleben im Vormärz«, politisch fortschrittlich, keineswegs biedermeierlich. Gustav Werner hatte sie »erweckt«, aufbrechen lassen aus der Heimat wie viele andere auf der Alb, auf dem Heuberg.²⁸ Hinaus in die Welt, heraus aus der Stube und aus der »warmen Stunde«: ein »Stubenhocker« ist, im Volkslied wie in Diakonie und Erweckung, das Gegenbild zum *Homo viator*, zum Wanderer. Die Stube

²³ Vgl. Gudrun M. König: Eine Kulturgeschichte des Spaziergangs. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780–1850, Wien 1996.

²⁴ Als regionales Beispiel s. etwa Barbara Waibel: Auswanderungen vom Heuberg 1750–1900. Untersuchungen zur Wanderungsstruktur und Wanderungsmotivation (Veröffentlichungen des Geschichtsvereins für den Landkreis Tuttlingen, Bd. 2), Tuttlingen o. J. – Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch IV, S. 525 f., erklärt das »Knäusle«, nicht aber seine Heimwehsymbolik, von der oft erzählt wurde.

²⁵ Dagmar Konrad: Missionsbräute. Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission, Münster 2000 (und ff.).

²⁶ Vgl. ebo

²⁷ S. dazu Christel Köhle-Hezinger: Fromme Frauen, fromme Bilder. In: Leib und Seele. Frömmigkeit und Spiritualität evangelischer Frauen in Württemberg. Katalog zur Ausstellung im Landeskirchlichen Museum in Ludwigsburg, Ludwigsburg 1998, S. 15–22. Vgl. auch Karl Daiber: Charlotte Reihlen, Mitbegründerin der Evangelischen Diakonissenanstalt Stuttgart, Stuttgart 1997.

²⁸ Vgl. Eva Kuby: »Fahr dem Herren durch den Sinn!« Auguste Eisenlohr – ein Frauenleben im Vormärz (Frauenstudien Baden-Württemberg, Bd. 9), Tübingen 1996.

Zur Alltagsgeschichte des Fortzehens und Bleibens

kontrastiert mit dem Weg, dem Sich-Aufmachen. Die bis in unsere Zeit überlieferten pietistischen »Zwei-Wege-Bilder« versehen diese Transgression mit einer klaren »Platzanweisung«, wie Reinhard Lieske und Martin Schafe gezeigt haben.²⁹ Es gibt breite und schmale Wege, Wege für Weltkinder und für Bekehrte, für zum himmlischen Ziel Eilende und für müßig Verweilende. Seit der Jahrhundertmitte oder zumindest nach dem Jahr 1836, der pietistischen Fehlprognose des nahen Weltendes, scheint das Ziel ein anderes geworden. Es ist nicht mehr das himmlische Jerusalem, die hochgebaute Stadt, sondern das Auge Gottes, welches das Bild bekrönt – wachend, richtend, strafend: es ist das Gewissen des einzelnen Frommen. Martin Scharfes Befund dieses Bildwechsels frappiert, er lässt sich genau verfolgen. Das Gewissen ist zwar keine Erfindung dieser Zeit, aber seine breite Popularisierung fällt fraglos in sie.30

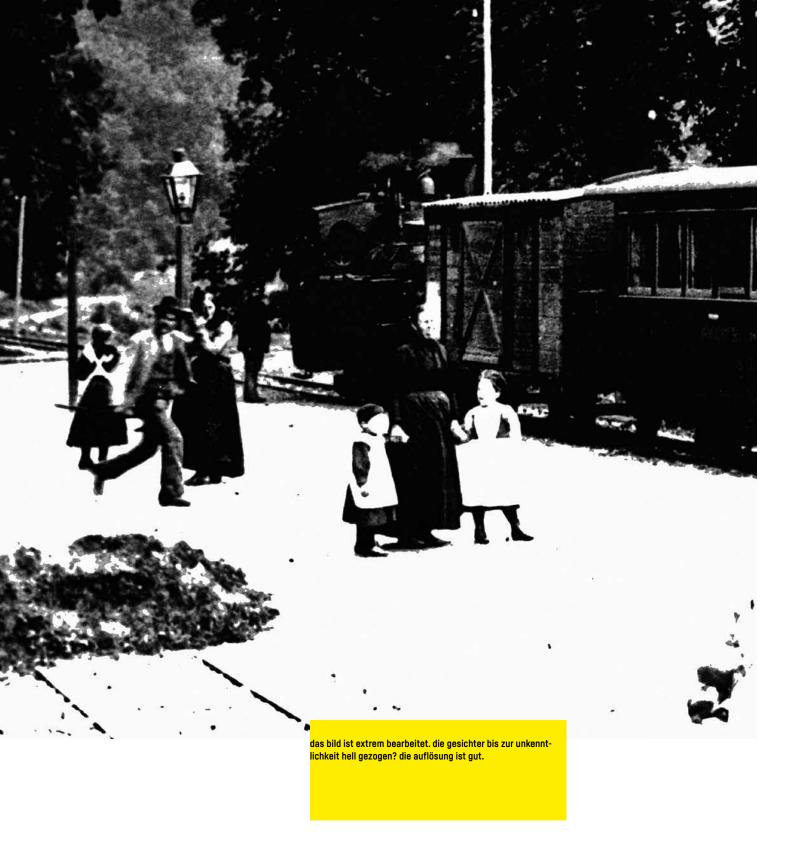
Das Gewissen wirft auch auf das Weggehen aus der Heimat ein anderes Licht – rückblickend, wachsam, strafend. Eine Albbäuerin erzählte mir das Trauma ihrer Mutter, die sei in Ulm in Dienst gewesen und mit einem unehelichen Kind ins Dorf

zurückgekommen, »damals ein großes Unglück, eine Schande«. Als sie zur eigenen Verteidigung der Mutter vorwirft: »Hättsch me richtig aufklärt!« fängt sie von der Mutter eine Ohrfeige mit den Worten »Hat mer dir et gsagt, du sollsch et fort, du sollsch drhoim bleiba?«

Gehen und Bleiben, Anstand und Rückkehr, so sehen wir, sind in die Dialektik der Aufklärung auch in ganz wörtlichem Sinne eingewoben. Die Stadt und die Fabrik, Amerika und Basel, das himmlische Jerusalem – all dies sind Facetten des Wandels im 19. und 20. Jahrhundert. Sie öffnen uns im Blick auf das Fortgehen, Fortmüssen, Fortkommen und Fortbleiben der Menschen die Alltagsund Erfahrungswelten der Menschen – in der Heimat und in der Fremde.

DIE AUTORIN

PROF. DR. PHIL. CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER, Studium der Volkskunde, Germanistik und Landesgeschichte in Tübingen, Bonn und Zürich. 1994 Professur in Marburg, 1998–2011 Lehrstuhl für Volkskunde (Empirische Kulturwissenschaft) an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.



²⁹ Vgl. Reinhard Lieske: Die Bilderwelt evangelischer Kirchen in Württemberg. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 1990, S. 92–122; und: Martin Scharfe: Zwei-Wege-Bilder. Volkskundliche Aspekte evangelischer Bilderfrömmigkeit. In: ebd., S. 123–144.

³⁰ S. dazu Heinz D. Kittsteiner: Die Entstehung des modernen Gewissens, Frankfurt am Main 1995; Martin Scharfe: Die Religion des Volkes, Gütersloh 1980.

Einschließen statt Ausschließen Im Interview Prof. Dr. Jan Vaessen

MICHAEL HAPPE
HOHENLOHER FREILANDMUSEUM

In Interview Prof. Dr. Jan Vaeyen

Jan Vaessen, Jahrgang 1947, war Direktor des Niederländischen Freilichtmuseums (Nederlands Openluchtmuseum) in Arnheim, das 2005 den Europäischen Museumspreis als Anerkennung für seine innovative Museologie erhielt. Von 1997 bis 2001 war Jan Vaessen Präsident des Verbandes Europäischer Freilichtmuseen.

an, du hast einen fantastischen Beruf gehabt, du warst von 1990 bis 2009 Direktor des Niederländischen Freilichtmuseums in Arnheim und hast mit deiner Tätigkeit Akzente gesetzt, die auf das Freilichtmuseumswesen weit über die Niederlande hinaus gewirkt haben. Was für eine Ausbildung hattest du, um diese Tätigkeit so erfolgreich ausführen zu können?

Das war ziemlich vielfältig. Da ich sehr interessiert an Literatur und Theater war, wählte ich mit jugendlicher Begeisterung Niederländisch als Studienfach. Weil am Studienanfang hauptsächlich Grammatik und Sprachwissenschaft gelehrt wurden – Themen, die mich erst viel später interessierten –, brach ich diesen Studiengang nach zwei Jahren ab.

Obwohl ich das älteste von sieben Kindern war, bekam ich zu meinem großen Glück eine zweite Chance: eine Berufsausbildung an einer Hochschule für Sozialarbeit, Studienrichtung Bildungsarbeit. Durch ein glückliches Zusammentreffen verschiedener Umstände bekam ich als ganz junger Mann die Chance, an der Akademie van Bouwkunst (Hochschule für Architektur) in Tilburg Assistent des Direktors (»Mädchen für alles«) zu werden. Der Direktor, ein damals sehr

gefragter Architekt, brauchte jemanden, der alles Mögliche im Tagesgeschäft flott und praktisch regelte. Als der Direktor nach sechs Jahren zurücktrat, wurde ein Führungsteam gebildet. Und mit knapp 30 Jahren wurde ich vom Kuratorium eingeladen, Mitglied dieses Führungsteams zu werden – mit einem Architekten, einem Städteplaner und einem Designer als direkten Kollegen.

Angeregt durch diese und andere Kollegen, beschloss ich, an der Tilburger Universität in Teilzeit Soziale Wissenschaften zu studieren. Schritt für Schritt wurde ich so zum Kultursoziologen. In meiner Diplomarbeit analysierte ich, im Auftrag des Kultusministeriums, die damals in den Niederlanden sehr lebendige öffentliche Diskussion über die gesellschaftliche Positionierung der Institution Museum. Später vertiefte und erweiterte ich diese Studie und daraus entstand meine Dissertation.

Die Arbeit an der Akademie bot mir fast 13 Jahre lang außerordentlich viele Möglichkeiten, mich persönlich und kulturell weiterzuentwickeln, und sie hatte eine bleibende Faszination für Architektur zur Folge. Vor allem aber bekam ich die Möglichkeit und die Anregung, selber noch mal ein Studium an der Uni zu beginnen. Im Interveiw Brof. Dr. Jan Vaeyen

Kurz vor meiner Promotion bewarb ich mich bei der Stadt Apeldoorn als Kulturamtsleiter. Ich arbeitete dort fast fünf Jahre als Beamter, was ich nie bereuen werde. Der intensive Umgang mit Verwaltung und Politik war nicht nur lehrreich und interessant, er erwies sich für meine weitere Arbeit auch als äußerst nützlich. Allmählich aber wuchs das Bedürfnis nach mehr Freiraum und nach direkterer Eigenverantwortung - so, wie ich sie während meiner Arbeit an der Akademie erfahren hatte. Als dann die Direktorenstelle am nationalen Freilichtmuseum ausgeschrieben wurde, bewarb ich mich. Dass ich diese Stelle bekam, hatte wahrscheinlich auch damit zu tun, dass ich durch die Arbeit an meiner Dissertation beim Ministerium kein Unbekannter war. Am 15. April 1990 trat ich die Stelle als Direktor des Nederlands Openluchtmuseums an.

Wo lagen die Schwerpunkte deiner Tätigkeit?

Die Situation bei meinem Start war ziemlich bizarr. Das Museum befand sich seit dem Herbst 1987 in einer wirklich ernsthaften Krise. Der Kultusminister hatte beschlossen, als radikale Sparmaßnahme, das Openluchtmuseum zu schließen. Gegen diese drohende Schließung wurde massiv protestiert, mit großem Echo in den Medien. Das ministerielle Vorhaben wurde vom Parlament nicht akzeptiert. Es sollte eine andere Lösung gefunden werden. Nachdem mein Vorgänger, Dr. Frans van Puijenbroek, zurückgetreten

war, da er sich nicht mit der Situation abfinden konnte, beschäftigten sich in den Jahren 1987 bis 1990 vier (!) Interimsdirektoren damit, einen Zukunftsplan für das Museum zu entwickeln. Die Lösung, die gefunden wurde, war eine »Verselbstständigung« des Museums, das heißt, eine Loslösung aus der staatlichen Verwaltung. Das Museum sollte nicht länger ein Reichsmuseum sein, sondern in Zukunft als eine private Stiftung geführt werden. Die Sammlungen sollten staatliches Eigentum bleiben, fortan aber durch ein privates Museum, das für genau diese Aufgabe vom Staat subventioniert werden würde, betreut werden. Über unzählige personelle, finanzielle und vor allem auch juristische Aspekte dieser »Verselbstständigung« wurde lange und vehement gestritten. Als ich antrat, herrschte noch alles andere als Frieden.

Meine allererste Aufgabe, die mir in einem persönlichen Gespräch durch die gerade angetretene Kultusministerin mitgeteilt wurde, war es, die Verselbstständigung nun endlich, und zwar spätestens bis 1. Januar 1991, zu realisieren. Dass es wirklich ernst war, wurde unmissverständlich klar aus der Aussage der Ministerin, dass sie »keine Lust habe, das giftige Erbe ihres Vorgängers noch länger mit sich herumzuschleppen«. Irgendwie gelang es mir damals, alle internen und externen Beteiligten davon zu überzeugen, dass es jetzt wirklich fünf vor zwölf war. Mit einem kleinen Team entwickelten wir innerhalb von viereinhalb Monaten nicht nur einen strategischen Museumsplan inklusive

Mehrjahres-Haushaltsplan, sondern auch eine neue Organisationsstruktur. Auf dieser Basis konnten alle Mitarbeiter am 30. September einen Entlassungsbrief bekommen – und

viele von ihnen zeitgleich eine Einstellung

beim »privaten « Openluchtmuseum.

So konnten wir am 1. Januar 1991 eine neue Seite der Museumsgeschichte aufschlagen: 1912 als privater Verein gegründet, 1941 Reichsmuseum geworden, 1991 transformiert in eine private, staatlich subventionierte Stiftung.

Du hast also auf mehreren Ebenen einen Transformationsprozess angeschoben?

Ja, denn Veränderung kann niemals eindimensional sein! Man kann keine neuen Inhalte, keine neuen Produkte entwickeln, ohne Arbeitsweisen zu verändern. Und man kann Werkprozesse nicht verändern, ohne Organisationsstrukturen, und vor allem Kompetenzverhältnisse neu zu bestimmen. Natürlich konnten wir solche Sachen in so kurzer Zeit nicht wirklich tief durchdenken. Aber vorerst reichte es auch, eine klare Richtung zu weisen. Es dauerte danach einige Iahre, bis solche neuen Strukturen wurzelten, neue Ideen auch breit geteilt wurden. Wichtig dabei war vor allem, dass wir auch kurzfristig sichtbare Veränderungen durchführen konnten. Die anhaltende Krise hatte viele Mitarbeiter unsicher und auch skeptisch gemacht. Manche waren sogar richtig zynisch geworden. Um die notwendigen

Veränderungen anzustoßen, traf ich zwei Entscheidungen.

EINSCHLIESSEN STATT AUSSCHLIESSEN

Im Interveiw Brof. Dr. Jan Vaeyen

Erstens rief ich alle Mitarbeiter (vom Zimmermann über den Tierpfleger, den Buchhalter bis zum Kurator) an zwei Arbeitstagen zusammen. In kleinen (gemischten!) Arbeitsgruppen wurde über zwei einfache Fragen diskutiert: Wie können wir unser Museum lebhafter und attraktiver machen? Und: Wie können wir in unserer Arbeit Kosten sparen? Das Resultat waren zwei lange Listen mit ganz konkreten Vorschlägen. Nicht alle, aber viele davon konnten wir in den Jahren 1991 bis 1993 praktisch umsetzen: Sitzbänke für Besucher, Spielplätze für Kinder, Texte in Deutsch und Englisch usw.

Zweitens beschloss ich, ein großes Projekt, für das schon viel Vorarbeit geleistet worden war, tatsächlich zu realisieren: die Translozierung und Musealisierung einer friesischen Dampfmolkerei aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts. Dieses Projekt fand ich nicht nur inhaltlich sinnvoll (Frühindustrie auf dem Land!), sondern auch für Besucher sehr attraktiv (das Museum in Bewegung). Nicht zu leugnen ist aber auch, dass ich überzeugt war, dass wir ein wirklich großes Projekt, an das fast niemand mehr glaubte, dringend brauchten, um – uns und anderen – zu zeigen: »Wir sind wieder da!«

Am 21. April 1992 wurde die Dampfmolkerei »Freia« feierlich eröffnet.

EINSCHLIESSEN STATT AUSSCHLIESSEN Im Interveiur Brof. Dr. Jan Vaeyen Im Interveiw Brof. Dr. Jan Vaeyen

Welche konzeptionellen Ansätze hast du damals verfolgt?

Es dauerte einige Jahre, bis wir eine konsistente Museumsstrategie formulieren konnten. Aber grundsätzlich war für mich Einiges von Anfang an klar, und das hatte ich auch schon bei meiner Bewerbung deutlich gemacht. Ich war absolut davon überzeugt, dass ein Freilichtmuseum zwar ein Museum ist und dass es auch nur als Museum eine Zukunft haben kann –, dass es aber als Museum eine ganz eigene Identität besitzt, wurzelnd in einer eigenen institutionellen Tradition.

Ich hatte großes Glück, dass Adriaan de Jong¹ ab Tag eins einer meiner nächsten Kollegen im Museum war. Er war als Historiker und Museologe sehr gründlich informiert über die Vor- und Frühgeschichte der europäischen Freilichtmuseen. Er half mir sehr, meinen Weg in dieser neuen Welt zu finden. Dabei wuchs meine Überzeugung, dass wir aus dieser eigenen Tradition der Freilichtmuseen Kraft und Inspiration schöpfen sollten, anstatt, koste es, was es wolle, zu versuchen, ein ganz »normales« Museum zu werden.

Als ich immer mehr Freilichtmuseen in Europa kennenlernte, wurde mir klar, dass es sehr große, fast landestypische Unterschiede gab. Auffallend war vor allem, dass die

deutschen Museen sehr wissenschaftlichpuristisch und sehr objektorientiert waren. Sie waren meist äußerst kritisch gegenüber allen Formen der Popularisierung. Dazu kommt, dass die deutschen und mitteleuropäischen Museen damals eine recht dominante Rolle im Verband Europäischer Freilichtmuseen spielten. Sie befürworteten jahrelang eine strenge Handhabung der Verbandsregeln, von 1957 und 1982, die eine äußerst restriktive und rigorose museologische Praxis vorschrieben.

Ganz anders waren die angelsächsischen und auch skandinavischen Freilichtmuseen. Da war es, um ein einfaches Beispiel zu geben, eher selbstverständlich, die Mitarbeiter nicht in neutrale Uniformen, sondern in Trachten zu kleiden, angepasst an die Gebäude, in denen sie arbeiteten. Mein Amtsvorgänger in Arnheim favorisierte eindeutig das deutsche Modell. Er war ein erklärter Gegner jeder Form der Animation, die als historische Fälschung grundsätzlich abgelehnt wurde. Dabei wurde meiner Meinung nach völlig verkannt, dass man ein »lebendiges « Museum auch auf einer soliden wissenschaftlichen Basis gestalten kann – was gute Freilichtmuseen in England und Amerika überzeugend bewiesen. Ich empfand jedenfalls diese strenge, Kuratordominierte und Objekt-orientierte Museologie als einen Bruch mit der eigenen Tradition der Freilichtmuseen.

Die wichtigsten Punkte für die eigene Museologie eines Freilichtmuseums wurden

für mich: Erstens, wir beschäftigen uns nicht, oder jedenfalls nicht primär, mit Kultur der Eliten, sondern mit Alltagskultur, und wir richten uns auch nicht nur an ein elitäres, sondern an ein sehr breites Publikum. Zweitens, von Anfang an sind Freilichtmuseen sehr stark pädagogisch ausgerichtete Einrichtungen. Das heißt, dass Museumspädagogik keine Nebensache, sondern wirklich eine Kernaufgabe ist. Drittens, da das eigentliche Objekt der Freilichtmuseen Alltagskultur ist, sind sie nicht nur auf Gebäude und Objekte fokussiert, sondern vor allem auch auf »immaterielles Erbe«: Lebensgeschichten, Musik, Rituale usw. Viertens, ein Freilichtmuseum zeigt grundsätzlich keine isolierten Objekte, sondern präsentiert Objekte in sinnhaftem Kontext, wobei auch Menschen eine Rolle spielen. Theater und Dramaturgie waren von Anfang an – und sind noch immer – prägende Disziplinen bei der Gestaltung eines Freilichtmuseums.

Mein stärkster Antrieb ist aber vielleicht doch noch ein ganz anderer. Mein Vater war Arbeiter bei der Niederländischen Bahn. Ich bin mir fast sicher, dass das einzige Museum, das er jemals besucht hat, das Openluchtmuseum ist. Als Direktor von gerade diesem Museum empfand ich es als eine persönliche Aufgabe, Qualität für ein breites Publikum zu schaffen. Die These, dass Qualität »Klasse« ist, dass das, was richtig gut und wertvoll ist, nur durch die wenigsten Menschen genossen werden kann, empfand und empfinde ich noch immer als hochnäsig und vor allem

als irreführend. In der Niederländischen Kulturpolitik war es oft notwendig, genau diese Meinung in aller Klarheit zu vertreten.

Du hast im Verlauf deiner Tätigkeit auch unkonventionelle Themen aufgegriffen, Themen, die bis dahin in Freilichtmuseen kaum zu finden waren. Auch hast du dich davon gelöst, dass im Museum immer alles Vergangenheit sein muss. Was waren deine Beweggründe?

Dafür gab es mehrere Gründe. Ich erinnere daran, dass die ersten skandinavischen Freilichtmuseen dem eigenen Volk sozusagen einen Spiegel vorhalten wollten: Sie wollten den Leuten ein Bild von deren »Eigenheit«, deren eigener Kultur und Geschichte zeigen. Dadurch sollten Selbstbewusstsein und Stolz auf die eigene gemeinsame Identität geweckt werden. Genauso war das auch 1912 bei der Gründung des Niederländischen Freilichtmuseums. Auch unsere Gründer wollten ein Bild der Niederländischen »Volkskultur« zeigen. Da man dabei hundert Jahre und mehr zurückblickte, resultierte daraus natürlich ein Bild der Volkskultur als einer ländlichen, vornehmlich bäuerlichen Kultur. Wenn wir aber jetzt hundert Jahre zurückblicken, sehen wir nicht mehr ein überwiegend agrarisches, sondern ein immer mehr industrielles und urbanes Land. Das heißt, dass auch wenn wir ziemlich weit zurückblicken, sich doch inzwischen ganz andere Phänomene andienen als die, die zu dem klassischen Themenkanon der Freilichtmuseen

¹ Adriaan de Jong promovierte 2001. Eine deutsche Übersetzung seiner monumentalen Dissertation ist im Waxmann Verlag erschienen: Die Dirigenten der Erinnerung. Musealisierung und Nationalisierung der Volkskultur in den Niederlanden 1815-1940. Seit 2009 hatte er den besonderen Lehrstuhl Niederländische Kulturgeschichte an der Amsterdamer Universität inne.

gehören. Dazu kommt noch, dass wir, meiner Meinung nach, den Zeithorizont viel näher an uns heranrücken sollten, einfach weil Veränderungen immer schneller verlaufen und Vergangenheit sozusagen immer schneller Geschichte wird.

Mein Ausgangspunkt war, dass Eltern ihren Kindern im Freilichtmuseum Sachen aus deren eigener Jugend zeigen können sollten. Ich fand es interessanter zu sehen, was sich nach dem Krieg in den Dörfern verändert hat, als noch einen weiteren Bauernhof ins Museum zu holen. Welche neuen, typischen Gebäude, die für das Dorf wichtig waren, kamen dazu? Im Openluchtmuseum erschien ein kleines Gesundheitszentrum, so wie man es in der Nachkriegszeit vielerorts fand. Ein einfaches Gebäude, in das eine Mutter mit ihrem kleinen Säugling ging oder in dem der Arzt Sprechstunden abhielt und in dem man Krücken ausleihen konnte, wenn man sich ein Bein gebrochen hatte.

Diese neue Präsentation, das erste Gebäude aus der Nachkriegszeit, war bei unseren Besuchern sofort sehr beliebt. Es schlug tatsächlich eine Brücke in die heutige Zeit.

Wie reagierten die Öffentlichkeit, die Besucher des Museums und auch die Mitarbeiter auf die Umstrukturierungen und die konzeptionellen Neuerungen?

Viele Mitarbeiter waren anfangs natürlich verunsichert und skeptisch. Ab dem Moment der tatsächlichen Verselbstständigung gab es aber bemerkenswert wenig Widerstand. Das hatte wohl auch damit zu tun, dass fast alle erklärten Gegner dieser Verselbstständigung nicht im neuen Museum angestellt wurden. Sie konnten sich, profitierend von guten ministeriellen Sozialregelungen, günstig verabschieden.

Ich muss aber hinzufügen, dass das Museum sich während der 20 Jahre meines Direktorats fast permanent veränderte. Es war ein Lernprozess, ein sich immer wieder Anpassen an neue Aufgaben, mit denen wir konfrontiert wurden oder die wir uns auch selber stellten. Natürlich traten dabei auch regelmäßig Spannungen und Konflikte auf, zum Beispiel dadurch, dass die professionelle Autonomie der klassischen Kuratoren immer mehr unter Druck geriet, während andere Disziplinen (Marketing, Museumspädagogik usw.) an Einfluss gewannen.

Was die Reaktion der Besucher angeht, kann ich sagen, dass sich von Anfang an ab und zu »Freunde« des traditionellen Openluchtmuseums gegen bestimmte Erneuerungen sträubten. So gab es Beschwerden gegen den Bau unserer historischen Straßenbahn. Da war es sehr nützlich,



dass wir in einer kleinen Ausstellung zeigen konnten, dass eine Straßenbahn zwar heute ein städtisches Phänomen ist, dass sie aber in den 1920er- und 1930er-Jahren auch in ländlichen Gebieten fuhr.

Allgemein kann ich sagen, dass die Besucherzufriedenheit, die regelmäßig von externen Institutionen gemessen wurde, immer weiter anstieg. Jetzt ist das Openluchtmuseum mit mehr als 550.000 Besuchern im Iahr in den Niederlanden nicht nur das meistbesuchte Museum außerhalb von Amsterdam, sondern laut vielen Umfragen

auch eines der beliebtesten. Es ist nicht verwunderlich, dass sich auch das öffentliche Image des Openluchtmuseums im Laufe der Jahre sehr stark änderte. Es ist schon lange, lange her, dass über das Openluchtmuseum als eine »Sammlung verstaubter Häuser« geschrieben wurde. Das ist der eigenen, immer professionelleren Öffentlichkeitsarbeit zu verdanken. Aber ohne Zweifel trugen auch die vielen Preise, mit denen das Museum ausgezeichnet wurde, dazu bei.

Wenn deutsche Touristen im Ausland vor einem Museum stehen und die Eintrittspreise studieren, erschrecken sie. Auch in den Niederlanden und damit im Freilichtmuseum in Arnheim werden Eintritte verlangt, die weit oberhalb dessen liegen, was in Deutschland üblich ist. Ihr habt damals die Preise erhöht wie war die Akzeptanz?

Wir erhöhten tatsächlich – schrittweise – die Eintrittspreise. Dabei achteten wir aber darauf, unsere ganz konkreten Dienstleistungen sichtbar und spürbar zu verbessern und zu erweitern. Außerdem bemühten wir uns aktiv, Mitglieder für unseren Freundesverein anzuwerben. Diese genießen freien Eintritt, was für Familien in der eigenen Region sehr attraktiv ist. Über dieses Thema könnte man lange diskutieren, aber zumindest eines ist für mich klargeworden: Wenn wir einen beachtlichen Eintrittspreis verlangen, müssen wir uns auch richtig anstrengen, »gute Ware« zu bieten.

Noch einmal zurück zu deiner Veränderungsstrategie. Du hast nicht nur jedes Jahr neue Projekte hinzugefügt, sondern vor allem auch die Präsentation in vielen bestehenden Gebäuden radikal erneuert.

Das stimmt schon. Mein allererster Eindruck des Arnheimer Openluchtmuseums war auch nicht so sehr, dass Sachen fehlten, sondern eher, dass das Museum das »schöne Schneewittchen« war, das wachgeküsst werden

sollte. Ein Beispiel: In den Anfangsjahren war ich fast jeden Sonntag mit meiner Frau im Museum. Bei einem unserer Spaziergänge beobachteten wir eine Familie: Vater, Mutter, zwei Kinder im Grundschulalter. Sie waren Besucher, so wie man sie sich wünscht. Sie sahen alles an, redeten viel miteinander, tauschten sich aus. In unserer Wäscherei (17. Jahrhundert) hörte ich, wie der Vater begeistert erzählte, wie in den hölzernen Waschbottichen früher Butter gemacht wurde. Das war für mich ein Schlüsselerlebnis in meinem ersten Jahr. Es gab klare Texte und sogar mehrere Zeichnungen und Diagramme an der Wand, aus denen klar hervorging, dass in diesem Gebäude keine Butter hergestellt wurde, sondern dass es sich hier um eine Wäscherei handelte. Aber diese nette Familie hatte das gar nicht mitbekommen, und so habe ich schnell lernen müssen: Eine Wäscherei soll funktionieren. Da muss Wasser und Wäsche sein, da muss es nach Seife riechen und womöglich soll es auch Aktivitäten geben, an denen sich Kinder aktiv beteiligen können. Anderes Beispiel: Wenn es in einem anderen Gebäude einen Göpel, eine sogenannte »Pferdemühle« gibt, sollte da auch ein Pferd laufen! Und wenn der Tierschutz das verbietet, sollten wir schnellstens ein virtuelles Pferd erfinden. Auf diese Weise konnten viele bestehende Gebäude auf dem Gelände verbessert, das heißt zugänglicher und verständlicher gemacht werden.

Dabei gab es natürlich viele Diskussionen mit Kuratoren, die zum Beispiel der Meinung waren, dass unsere historische Wäscherei unter keinen Umständen benutzt werden durfte: »Da geht doch alles kaputt, wenn man die aktiv betreibt.«

Meine Antwort: »Dann nehmen wir die historischen Gerätschaften heraus. Wir stellen sie ins Lager, denn ihr habt recht, die müssen als authentische Zeitzeugen sehr sorgfältig aufbewahrt werden. Für unsere Ausstellung machen wir gute Replikate, die wir auch klar als solche kennzeichnen. Auf diese Weise wird für die Besucher wenigstens klar, dass es sich hier um eine Wäscherei handelt, und außerdem auch verständlich, wie sie funktionierte. Letztendlich ist das Freilichtmuseum kein Kunstmuseum, in dem es um die immanente Bedeutung der Objekte als solche geht.«



Du hast dich schon zu einer Zeit sozialen Randgruppen zugewandt, in der das andernorts konzeptionell undenkbar gewesen wäre. Welche Überlegungen standen dahinter?

Im Interveiw Brof. Dr. Jan Vaeyen

Der Kerngedanke war, dass wir nicht länger von einem festen Bild der niederländischen Identität ausgehen wollten und konnten, dass wir nicht mehr unbedingt ausschließen wollen, was angeblich nicht passt, sondern vielmehr umgekehrt, dass wir eher einschließen wollen, was am Rande ist. Am Rande, das weiß jeder Ökologe, ist es immer am interessantesten, da findet Mischung, Auswechslung, Neubildung statt. Und da findet auch die Diskussion darüber statt, was eigentlich »eigen« ist – und was »fremd«.

Wir haben uns also gefragt, was zu unserer Kultur gehört, was vielleicht relativ neu, aber doch mittlerweile bekannt und vertraut ist, was also jeder kennt, beispielsweise einen italienischen Eissalon. Aufgrund solcher Überlegungen schrieb ich in unserem Mehrjahresplan 2001 bis 2004, dass wir für unsere feste Gebäudesammlung ein typisches Gebäude suchen wollten, das die Verbindung mit unseren ehemaligen Kolonien dokumentiert.

Als dies irgendwann in die Öffentlichkeit geriet, meldeten sich zwei Repräsentanten der molukkischen Gemeinschaft. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, wie sie erzählten, dass ihre Familien 1951 in die Niederlande immigriert waren, weil die Väter Indonesien verlassen mussten. Sie beschrieben, wie sie mit 15.000 Menschen über

das ganze Land verteilt in leerstehenden Gebäuden untergebracht wurden. Die niederländische Regierung tat alles Mögliche, um eine Integration zu verhindern, weil die offizielle Politik auf eine baldige Rückführung auf die Molukken zielte. Die Frage an uns: »Wäre es nicht möglich, so eine Baracke im Museum aufzustellen?« Darüber brauchten wir nicht sehr lange nachzudenken. Bei der Eröffnung hatten wir mit sehr vielen – an die 300 - molukkischen Gästen gerechnet. Es kamen aber fast 3.000, angereist aus dem ganzen Land – ein richtiger Feiertag. Ich werde nie vergessen, wie eine ältere, traditionell festlich gekleidete molukkische Dame mir mit Tränen im Gesicht sagte: »Ab jetzt

gehört unsere Geschichte auch zu eurer Geschichte.« Aufgrund ähnlicher Überlegungen wurden auch ein chinesisches Restaurant und eine Gastarbeiterpension (mit doppelbesetzten Betten!) realisiert. Nicht nur, weil diese Immigrationsbewegungen einfach zur niederländischen Geschichte gehören, sondern vor allem auch, weil die spannungsvolle Konfrontation von eigen und fremd für sehr viele Menschen, sowohl für Einheimische als auch für Zugezogene, von prägender Bedeutung war. Jetzt will mein Nachfolger eine kleine Moschee aus den Anfangsjahren der Gastarbeit im Museum aufbauen, weil auch die muslimische Kultur unwiderruflich Teil unserer Alltagswelt geworden ist.



EINSCHLIESSEN STATT AUSSCHLIESSEN

Im Interveiw Brof. Dr. Jan Vaeyen



Aber muss man nicht auch auf die gesellschaftlichen Mehrheitsverhältnisse, in diesem Fall die religiösen und traditionellen, achten? Wenn wir im Hohenloher Freilandmuseum beispielsweise eine Moschee präsentieren würden, ohne dass wir zum jetzigen Zeitpunkt eine »richtige« Kirche haben, würde sie ein Übergewicht bekommen. Das würde ich nicht wollen.

Ia, das verstehe ich. Aber man kann das erklären und das werden viel mehr Menschen akzeptieren, als man denkt. Natürlich wird es rabiate Gegner geben, Menschen, die nicht nur das Museum, sondern vor allem die Gesellschaft als solche bewahren wollen, so wie sie, angeblich, mal war, aber niemals mehr sein wird. Aber es gehört nun einmal zur Aufgabe eines Museums, zu erklären und zu verantworten. In diesem Fall kann und sollte man klarmachen, dass es nicht Aufgabe des

189





Museums ist, Politik zu betreiben, sondern Geschichte(n) zu erzählen. Und in diesem Fall kann man einfach sagen: Wir haben eine kleine katholische Kapelle und eine schöne evangelische Kirche auf unserem Gelände. Dann ist es doch vollkommen legitim, dass sich irgendwann auch eine andere Religion andient, die hier seit einem halben Jahrhundert für Hunderttausende von Menschen eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielt.

Blicken wir doch noch einmal auf die aktuelle Situation. Welche Themen fehlen denn in den Freilichtmuseen heute? Wo siehst du für die nächsten Jahre Handlungsbedarf? Die Probleme in unserer heutigen Gesellschaft sind schon beunruhigend. Vor allem der gesellschaftliche Zusammenhalt ist bedroht. Es wäre lächerlich anzunehmen, dass Freilichtmuseen diese Probleme lösen könnten. Aber das Mindeste, was ein Freilichtmuseum leisten kann, ist zu versuchen, Teil der Lösung anstatt Teil des Problems zu sein. Ich bin schon sehr lange davon überzeugt, dass man die Diskussion über Heimat, die Beantwortung der Frage, was eigen oder fremd ist, nicht einfach der Straße überlassen kann. Da muss eine Einrichtung wie ein Freilichtmuseum, dessen Kompetenz unter anderem hier liegt, sich klar positionieren.

Wo Gruppen einander immer feindseliger gegenüberstehen, ist es hilfreich, Vorurteile zu bekämpfen, Menschen miteinander in Kontakt zu bringen, über unterschiedliche Lebenswelten zu informieren. Dass das kein Weg ist, der schnellen Erfolg verspricht, ist klar. Genauso klar ist aber auch, dass es zu dieser Arbeit wenig Alternativen gibt.

Wenn du noch einmal auf deine Zeit in Arnheim zurückblickst, woran erinnerst du dich gerne, was ist dir wichtig?

Für mich persönlich war der absolute Höhepunkt die Verleihung des »European Museum of the Year Award«, den ich aus Händen der Königin Fabiola in ihrem Palast in Brüssel empfing. Das ist bemerkenswert, weil dieser Preis fast immer neu gegründeten Museen verliehen wird. Für mich war dieser Preis eine Bestätigung, dass man ein schon sehr lange bestehendes Museum durch Umgestaltung der Präsentation und durch Hinwendung zu zeitgenössischen Themen zu einer lebendigen Kultur- und Bildungsinstitution für ein nach wie vor sehr breites Publikum machen kann. Daran glaubte und glaube ich und daran denke ich ab und zu gerne zurück!

Ich danke dir sehr herzlich.

Das Gespräch fand am 9. Oktober 2017 in Fellbach statt, wo Jan Vaessen seit 2010 wohnt.

DIE FREILICHTMUSEEN BADEN-WÜRTTEMBERGS

Die sieben Freilichtmuseen in Baden-Württemberg zählen mit über 650.000 Besucherinnen und Besuchern im Jahr zu den beliebtesten Ausflugszielen im Land. Jedes der sieben Museen hat seinen regionalen Schwerpunkt und eigenen Charakter – zusammen jedoch repräsentieren sie die historische Bau- und Alltagskultur des ländlichen Raumes in Baden-Württemberg. In den sieben Museumsdörfern laden rund 210 authentische Gebäude aus sechs Jahrhunderten – vom stattlichen Fachwerkbauernhof bis zur Dorfkapelle – zum Entdecken und Staunen ein. Daneben veranschaulichen Ausstellungen, Themenführungen, Aktionstage und Handwerksvorführungen die Vielfalt des ländlichen Lebens von einst.

WWW.LANDMUSEEN.DE